

DER EINFLUSS PERSÖNLICHER BEZIEHUNGEN AUF DIE  
LITERATURKRITIK DES JUNGEN HEINE

von

ULRICH FRANZ JOHANNES MACHÉ  
B.A., The University of British Columbia, 1959

A THESIS SUBMITTED IN PARTIAL FULFILMENT OF  
THE REQUIREMENTS FOR THE DEGREE OF  
MASTER OF ARTS

in the Department  
of  
German

We accept this thesis as confirming to the  
required standard

THE UNIVERSITY OF BRITISH COLUMBIA  
APRIL, 1961

In presenting this thesis in partial fulfilment of the requirements for an advanced degree at the University of British Columbia, I agree that the Library shall make it freely available for reference and study. I further agree that permission for extensive copying of this thesis for scholarly purposes may be granted by the Head of my Department or by his representatives. It is understood that copying or publication of this thesis for financial gain shall not be allowed without my written permission.

Department of German

The University of British Columbia,  
Vancouver 8, Canada.

Date April 12, 1961.

## Abriss

Die vorliegende Arbeit stellt einen Versuch dar, Heines Urteil über seine literarischen Zeitgenossen aus den jeweiligen Lebensumständen und Plänen des Dichters zu erklären, und somit schwer begreifliche oder sich widersprechende Urteile leichter verständlich zu machen. Die Untersuchung beschränkt sich fast ausschliesslich auf die Zeit vom Beginn der zwanziger Jahre bis zu Heines Übersiedlung nach Paris im Jahre 1831; doch war es erforderlich, die schon in Paris verfasste Romantische Schule in die Untersuchung mit einzubeziehen, da gerade dieses Werk die Abrechnung Heines mit der "neueren" deutschen Literatur darstellt.

Bei der Auswahl der hier besprochenen Dichter waren drei Beweggründe ausschlaggebend: Einerseits wurden Dichter gewählt, die auch heute noch ein gewisses Interesse erregen,<sup>1</sup> andererseits musste das in Heines Briefen und Werken gefundene Material sich für eine Besprechung der betreffenden Dichter eignen, und schliesslich sollte Heines Verhalten zu diesen Dichtern sowie sein Urteil über ihre Leistungen in irgendeiner Weise typisch sein. Im Falle J. B. Rousseaus

---

<sup>1</sup> Heines Verhältnis zu Platen wurde nicht behandelt, da die persönliche Anfeindung im Platenkonflikt in einem solchen Masse dominiert, dass von Literaturkritik kaum noch gesprochen werden kann.

und Immermanns waren es geschmeichelte Eitelkeit und persönliche Zuneigung, worauf sich Heines überschwängliches Lob zurückführen liess. In Adolf Müllner fürchtete er einen berüchtigten Kritiker, durch dessen Feindschaft der literarische Aufstieg des jungen Heine zweifellos erschwert worden wäre. Der Versuch, sich durch Schmeicheleien die Gunst einflussreicher Literaten zu gewinnen, tritt namentlich in Heines Verhältnis zu Beer und Schenk hervor. Durch die Fürsprache dieser Dichter hoffte er, die Münchener Professur zu erlangen und zollte daher ihren Werken höchstes Lob. Auch das Kapitel über A. W. Schlegel sollte zeigen, dass Heine seine kritische Feder oft zur Förderung seiner eigenen Interessen benutzte. So trug sein Wunsch, sich beim französischen Publikum in ein günstiges Licht zu rücken, dazu bei, dass A. W. Schlegel, der ausgesprochene Gegner französischer Literatur, in der Romantischen Schule unbillig verspottet und geschmäht wurde. In Bezug auf Goethe ist besonders Heines widerspruchsvolle Haltung nach dessen Tode herausgearbeitet worden: Diese beruhte einerseits auf der Anerkennung Goethes als des "Königs" der deutschen Literatur, für dessen Nachfolger Heine sich ansah, und andererseits auf der Ablehnung des "Goethentums", das in Heines Augen die Entwicklung der jungen Dichtergeneration hemmte. Die Untersuchung von Heines Kritik an Fouqué und Uhland hat ergeben, dass seine frühe Begeisterung für diese Dichter mildernd auf das Urteil gewirkt hat, das er später in der Romantischen Schule über sie fällte. Dagegen konnte die weit schärfere Kritik an Tieck zum Teil darauf zurückgeführt

werden, dass dieser ehemalige Romantiker, dem Heine keine persönliche Wertschätzung entgegenbrachte, auch noch in den dreissiger Jahren literarisch tätig war, ohne sich dem "jungen" Deutschland zu nähern.

Das Gesamtergebnis dieser Arbeit zeigt, dass Heines Kritik an seinen literarischen Zeitgenossen in starkem Grade persönlichen Einflüssen unterlag und in vielen Fällen mit der wirklichen Überzeugung des Verfassers nicht ohne weiteres identifiziert werden darf. Daher ist für die Einschätzung aller kritischen Äusserungen in den Werken und Briefen Heinrich Heines die Kenntnis der näheren Lebensumstände des Dichters unerlässlich. - Bei der Anordnung der Kapitel wurden hauptsächlich chronologische Gesichtspunkte berücksichtigt; im Grunde sind die einzelnen Kapitel selbständige Einheiten, die auf verschiedene Art ihren Beitrag zum Gesamtergebnis der Arbeit leisten.

Als Hauptquelle für die Untersuchung dienten die Werke Heines und die von Friedrich Hirth besorgte Gesamtausgabe der Briefe. Nach Möglichkeit wurde auf Aussagen und Zeugnisse von Zeitgenossen des Dichters zurückgegriffen; Biographien wurden nur zum Vergleich oder in Ermangelung von Dokumenten benutzt.

INHALT

	Seite
KAPITEL I	
Adolf Müllner und Johann Baptist Rousseau	1
KAPITEL II	
August Wilhelm Schlegel	9
KAPITEL III	
Michael Beer und Eduard von Schenk	19
KAPITEL IV	
Johann Wolfgang von Goethe	31
KAPITEL V	
Karl Lebrecht Immermann	43
KAPITEL VI	
Friedrich de la Motte Fouqué	54
KAPITEL VII	
Ludwig Tieck und Ludwig Uhland	59
SCHLUSSBEMERKUNG	66
ANMERKUNGEN	69
BIBLIOGRAPHIE	78

## Erstes Kapitel

### Adolf Müllner und Johann Baptist Rousseau

Dem Einfluss von Heines persönlichen Beziehungen auf die Beurteilung seiner literarischen Zeitgenossen haben die Biographen und Kritiker wenig Beachtung geschenkt. Vielfach begnügen sie sich mit verallgemeinerten, traditionellen Feststellungen, ohne die Charakterzüge des Dichters zu berücksichtigen und ohne auf die besonderen Umstände einzugehen, die jeweils Heines Urteil beeinflusst haben. So fasst Max J. Wolff das Urteilsvermögen des frühen Heine folgendermassen zusammen:

Sein Geschmack war nie ganz sicher und besonders in jüngeren Jahren bewegte er sich in seltsamen Irrwegen. In einem Clauenschen Lustspiel fand er "eine leichte originelle, fast märchenhafte Heiterkeit", Müllners Schuld erklärte er für sein "Lieblingsbüchlein", die trivialen Reimereien seines Kommilitonen Rousseau gefielen ihm ausgezeichnet, und das klägliche Trauerspiel Tassos Tod von Wilhelm Smets würdigte er 1821 einer spaltenlangen aner kennenden Besprechung.<sup>1</sup>

Mit der Behauptung, dass Heines Geschmack nie ganz sicher gewesen sei, hat Wolff zweifellos recht, doch hält er sich in der Beurteilung von Heines Kritik zu stark an dessen Wort, ohne die Verhältnisse zu erwägen, die den Dichter zu seinen Äusserungen veranlassten; denn es war weit mehr als nur Heines jugendliche Unreife, die ihn zu ungebührlichem Lob hinriss, es war in viel stärkerem Masse der Ehrgeiz, sich in der literarischen Welt einen einflussreichen Platz zu verschaffen. In diesem Zusammenhang ist es aufschlussreich, zunächst Heines Verhältnis zu Müllner und Rousseau zu

beleuchten; denn seine Verbindung mit Smets ist nur eine zwar herzliche doch kurze Jugendfreundschaft,<sup>2</sup> und über Clauren, mit dem Heine nie in Verkehr stand, finden sich bereits in den Göttinger Jahren nur noch abfällige Bemerkungen.<sup>3</sup> Dagegen zeigen seine Beziehungen zu Müllner und J. B. Rousseau viele typische Züge, die in Heines Haltung zu den meisten seiner literarischen Zeitgenossen wiederzufinden sind.

Zunächst mag man fragen: War Müllners Schuld, wie Wolff glaubt, wirklich Heines "Lieblingsbüchlein"? Verdächtig ist bereits, dass die einzige Stelle, an der Heine Die Schuld als "Lieblingsbüchlein" bezeichnet, in einem Brief an Müllner selbst zu finden ist (30. Dez. 1821). Müllner war damals bekanntlich einer der bissigsten Kritiker Deutschlands, und die Feindschaft dieses Mannes hätte Heines Emporkommen höchst abträglich sein können. Obiger Brief stellt offenbar einen Versuch dar, Müllner zu einer günstigen Rezension des ersten Gedichtbandes zu bewegen. Dass Heine an einer wohlwollenden Besprechung des Buches sehr gelegen war, gesteht er vor Müllner unumwunden ein (B I, 35). Auch den Anfang dieses Briefes: "Wenn ich ein Dichter geworden bin, so war Ew. Wohlgeboren Schuld schuld daran", darf man keineswegs für Heines Überzeugung halten. Das geht schon zum Teil aus dem ironisch verspielten Ton der restlichen Zeilen hervor. Bedenkt man ferner, dass von Müllners dichterischer Bedeutung im übrigen Briefwechsel so gut wie gar nicht die Rede ist, dann bestätigt sich nur die Annahme, dass Heine keinem von ihm verehrten Dichter huldigte, sondern bemüht war, die Gunst eines gefürchteten Kunstrichters zu gewinnen. Tatsächlich

schrieb Müllner eine ermutigende Besprechung über Heines Gedichte (B IV, 32).

Im folgenden Jahre (1823) rezensierte Müllner auch Heines Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo, doch fiel diese Kritik weniger günstig aus als die erste (loc. cit.). Heine aber verhielt sich, entgegen seiner Gewohnheit, auffallend duldsam. Im Sommer 1825 stattete er auf seiner Fusswanderung durch Sachsen Müllner sogar einen freundschaftlichen Besuch ab, schrieb ihm bei Übersendung der Harzreise einen liebenswürdigen Brief, in dem es unter anderem heisst: "Sie, Herr Hofrath, wissen ja selbst am besten, um welchen Preis man die Freymüthigkeit in Deutschland ausübt.... Ich werde nie vergessen, Herr Hofrath, wie viel ich Ihnen verdanke durch die rühmliche Anerkennung, womit Sie mich bey meinem ersten literarischen Auftreten erfreuten...." (21. Juni 1826) Obgleich sich Heine über Müllners nicht gerade ungünstige Rezension der Harzreise (Auszug in B IV, 144) ärgerte, und über "Müllners Schnöditäten" klagte (An F. Merckel; 16. Nov. 1826), hütete er sich, mit dem einflussreichen Mann zu brechen. Um weiteren Anfeindungen durch Müllner zu entgehen, stattete er im zweiten Teil der Reisebilder die von Immermann beigesteuerte Xenie gegen Müllner (W III, 122) mit einem Stern aus, zum Zeichen dafür, dass er, Heine, die hier vertretene Gesinnung Immermanns nicht teile, und dem gleich auf die Xenien folgenden "Buch Le Grand" stellte er ein Zitat aus Müllners Schuld voran (W III, 128). Erst im dritten Teil der Reisebilder (Dez. 1828), ein halbes Jahr vor Müllners Tod, als Müllner "schon allgemein verhasst und

moralisch vernichtet war" (W III, 350), hörte Heine auf, sich vor dem Hofrat in Weissenfels zu verbeugen. - Würde man also nur die Heineschen Werke als Quelle anziehen, so ergäbe sich das durchaus falsche Bild einer Müllnerverehrung bis in das Jahr 1828. Erst die Briefe zeigen, dass die anerkennenden Gesten gegen Müllner hauptsächlich diplomatischer Höflichkeit entsprangen und dass von künstlerischer Würdigung kaum gesprochen werden darf.

Im Falle Johann Baptist Rousseaus (1802-1867) ist das begeisterte Urteil des jungen Heine nicht aus der Furcht vor literarischer Anfeindung hervorgegangen, sondern aus freundschaftlichem Gefühl, dessen Quelle wohl hauptsächlich geschmeichelte Eitelkeit war. Der Beginn dieser Freundschaft reicht in das Jahr 1819 zurück, als Heine in Bonn studierte und von Rousseau Nachhilfestunden in Latein erhielt. Das entscheidende Erlebnis zwischen den beiden dichtenden Studenten schildert Rousseau folgendermassen:

Allmählich rückte Heine, der damals in Bonn für einen äusserst närrischen Kauz galt und von den Studenten als ein Idiot zum besten gehalten wurde, mit Manuskripten und der Zeitschrift "Der Wächter" heraus, legte mir Gedichte von Freudhold Riesenharf vor, den er für einen seiner intimsten Hamburger Freunde ausgab, und bat mich um ein Urteil darüber; ihm schienen sie keinen Schuss Pulver wert. Als ich, in Heine durchaus nicht den Verfasser vermutend, mein Entzücken darüber aussprach und trotz des bestimmtesten und wohl gar massiven Einsprechens Heines jenen Riesenharf für ein Genie erster Grösse halten zu müssen erklärte, fiel Heine mir plötzlich wie wahnsinnig um den Hals, weinte und jubelte durcheinander, und es wiederholte sich jene Szene Anch' io son pittore.<sup>4</sup>

Dieses Begebnis dürfte Heines Stellung zu Rousseau lange Zeit massgeblich bestimmt haben. Wer nur einigermaßen mit Heines Eitelkeit vertraut ist, weiss, dass er sich nichts Grossartigeres

hätte wünschen können als obige Szene. Es ist nur allzu verständlich, dass er nach diesem Erlebnis an Rousseau hing und dessen Dichtung zunächst ohne absichtliche Heuchelei überschätzte. Hinzu kam noch, dass Rousseau, der damals kaum achtzehn Jahre zählte, in Heine sein dichterisches Vorbild sah und zu Heines Genugtuung die gegebenen Ratschläge nach Vermögen beherzigte (An Steinmann; 29. Okt. 1821). Ausserdem gab Rousseau seiner Bewunderung für Heine in einem Zyklus von acht Sonetten Ausdruck, die er Heine in der Handschrift zu lesen gab (B IV, 20). Von diesen Gedichten sagt Heine: "...endlich der Sonettenkranz, womit er des Freundes Haupt umsungen hat, duftet und flimmert wie goldener Johannisberger in einem schöngeschliffenen Kristallpokal." (An Steinmann; 29. Okt. 1821)

Wie wenig entwickelt Heines kritische Fähigkeit um diese Zeit noch war, geht aus einer Besprechung des Rheinisch-westfälischen Musen-Almanachs hervor, die zuerst im August 1821 im Berliner Gesellschafter erschien (W VII, 171-175). In diesem Artikel erschöpft sich Heines Kritik in wenig anschaulichen Wendungen wie "recht schöne und anmutige Stellen", "recht herzlich, recht hübsch" oder in abgeschmackten Lobpreisungen wie "wunderschön, fast unübertrefflich" mit einem gelegentlich einschränkenden "Aber".

Es ist bemerkenswert, dass dieses "Aber" nicht bei denjenigen Dichtern zu finden ist, mit denen Heine bekannt oder befreundet war,<sup>5</sup> und dass der Beitrag seines Freundes Rousseau das höchste Lob davonträgt: In Rousseaus Gedicht "Verlust", das Elster als "ziemlich matte Liebesklage"

charakterisiert (W VII, 173, Anm. 7), weht nach Heine "ein zarter und doch herzinnig glühender Hauch, liebliche Weichheit und heimlich süsse Wehmut". (W VII, 173) Allmählich jedoch nahm Heines Urteil über Rousseau objektivere Formen an. Am Weihnachtsabend des Jahres 1821 schreibt er noch an Smets: "[Von Rousseau] erwarte ich viel Herrliches... er gehört zu unsern besten rheinischen Dichtern." Ein Jahr später aber findet sich bereits eine scharfe Reaktion gegen Rousseaus Dichtungen. Am 30. Dezember 1822 übersendet Heine das Manuskript von Rousseaus Buch der Sprüche an Varnhagen mit dem Vermerk: "Ich wünschte, dass Sie ... nur den 4ten Theil lesen möchten; Das übrige ist Stroh." Mit solcher Schärfe drückte sich Heine jedoch nur dem vertrauenswürdigen und diskreten Varnhagen gegenüber aus. Vor Rousseau dürfte sein Urteil viel milder gewesen sein; selbst an Steinmann, der mit Rousseau befreundet war, kleidet Heine sein Urteil in eine schmeichelhafte Bildersprache: "In seinen Sonetten sind süperbe Sachen, ein echter poetischer Hauch und freudige Lebensfrische. Sie kommen mir vor wie meine Lieblingsfrucht, Walderdbeeren; nur tragen sie auch den Fehler dieser Pflanze ... viel unbedeutende Schösslinge und viel nutzloses Blattwerk ...." (10. Apr. 1823)

Wie die Notiz an Varnhagen zeigt, hatte Heine gegen Ende des Jahres 1822 keine Zweifel mehr, dass die Dichtungen Rousseaus zum grössten Teil wertlos waren. Die Tatsache, dass er noch am 17. Mai 1824 an Moser schreibt: "Du wirst sicher mit mir übereinstimmen, dass höchsttreffliche Sachen in Rousseaus Buch der Sprüche enthalten sind," und dass er

am 25. Juni 1824 Moser noch einmal versichert, "dass über Erwarten viel Gutes darin ist," darf nicht zu der Vermutung Anlass geben, dass Heine sein Urteil über Rousseau wieder geändert habe. Wenn Heine noch im Jahre 1824 Rousseaus Dichtungen vor Moser lobt, so tut er dies zweifellos in der Hoffnung, sein eigenes Dichtertum vor Moser in ein günstigeres Licht zu rücken: Rousseau hatte nämlich im Februar desselben Jahres in der Zeitschrift Agrippina eine lange Würdigung von Heines Gedichten veröffentlicht (Vgl. B IV, 85), und das eben erschienene Buch der Sprüche hatte er Heine "auf sehr liebevolle Weise zugeeignet." (An Moser; 17. Mai 1824) Hätte Heine den Freund für einen Dilettanten erklärt, so hätte er den Lorbeer, mit dem Rousseau ihn gekrönt, selbst abgelegt, ohne dabei als Dichter in Mosers Augen zu steigen.

Ein weiterer Grund, warum Heine sich so lange die Miene gab als schätze er Rousseaus Dichtungen, ist sicherlich Rousseaus publizistischem Talent zuzuschreiben, einer Gabe, die Heine namentlich in jungen Jahren abging. Rousseau dagegen hatte bereits als Gymnasiast ein Heftchen Turnlieder veröffentlicht, und obgleich fünf Jahre jünger als Heine, hatte er für seinen ersten Gedichtband weit schneller als dieser einen Verleger gefunden (B IV, 20). Mit kaum einundzwanzig Jahren war Rousseau Herausgeber des Westdeutschen Musenalmanachs, zu dessen Mitarbeitern W. v. Blomberg, Fouqué, Hoffmann von Fallersleben, Immermann, Rellstab und A. v. Stolterfoth zählten (Loc. cit.). Die Freundschaft mit Rousseau gab Heine also auch die Möglichkeit, neue Gedichte zu veröffentlichen und die Garantie freundlicher Rezensionen

in der von Rousseau redigierten Zeitschrift.

Von Rousseaus poetischen Erzeugnissen ist nach dem Jahre 1824 gar nicht mehr die Rede. Obgleich Heine ihm, wie er am 4. Januar 1831 an Varnhagen schreibt, "längst alles Vertrauen entzogen," war es ihm gelungen, den ehemaligen Studienfreund über den Vertrauensentzug hinwegzutäuschen; denn über einen Besuch Heines in Aachen im Mai 1831 schreibt Rousseau: "... Heine ... kehrte damals bei mir ein und brachte mir noch jene alte Liebe mit, die er mir von Jugend auf gewidmet und die er auch öffentlich ... bekundet hat."<sup>6</sup> Mit diesem Besuch in Aachen glaubte Heine offenbar, sich Rousseaus freundschaftliche Gesinnung auf lange Dauer gesichert zu haben. Am 8. Dezember 1831 schreibt Börne an Jeanette Wohl: "Als ich dem Heine erzählte, der Artikel aus dem Börsenblatt stünde auch in der Frankfurter Postzeitung, war er wie erstarrt vor Staunen und Schrecken. Er sagte, es sei nicht möglich, dass Rousseau etwas habe drucken lassen, worin er, Heine, beleidigt wäre."<sup>7</sup> Im Jahre 1836 kam es schliesslich zum völligen Bruch mit Rousseau, als dieser in seiner neuen Zeitschrift Der Leuchtturm Heines Schrift über die Romantische Schule aufs heftigste angriff (W VII, 221). Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Heines frühe Begeisterung für Rousseau hauptsächlich auf dessen Bewunderung für Heine zurückzuführen ist. Die Tatsache, dass er Rousseau auch später gelten liess und ihn in den Reisebildern nicht "einschlachtete", erklärt sich wahrscheinlich aus dem Bestreben, sich in den von Rousseau redigierten Blättern wohlwollende Besprechungen zu sichern.

Zweites Kapitel

A. W. Schlegel

In enger persönlicher Beziehung zu A. W. Schlegel stand Heine nur während seiner Bonner Studentenzeit. Mit der Übersiedlung nach Göttingen wird der Name Schlegel in Heines Briefen immer seltener und erst in dem Bändchen Zur Geschichte der neueren schönen Litteratur in Deutschland (1833) findet sich ein längerer Versuch, die literarischen Verdienste Schlegels einzuschätzen. Doch ist in dieser Arbeit, die 1835 unter dem Titel Die Romantische Schule erschien, nichts mehr von Heines anfänglicher Bewunderung für A. W. Schlegel zu spüren, und man mag fragen: Worauf beruhte Heines anfängliche Begeisterung, und wie erklärt sich der bittere Spott, mit dem er schliesslich seinen ehemaligen Lehrer überschüttete?

Für Heines Urteil aus der Bonner Studentenzeit mag hier ein Auszug aus einem Brief an seinen Studienfreund Beughem stehen:

Über mein Verhältnis zu Schlegel könnte ich Dir viel Erfreuliches schreiben. Mit meinen Poesien war er sehr zufrieden und über die Originalität derselben fast freudig erstaunt. Ich bin zu eitel, um mich hierüber zu wundern. Ich habe mich sehr gedockt gefühlt, als ich neulich von Schlegel förmlich eingeladen wurde, und bei der rauchenden Kaffeetasse stundenlang mit ihm plauderte. Je öfter ich zu ihm komme, desto mehr finde ich, welch ein grosser Kopf er ist, und dass man sagen kann:

Unsichtbare Grazien ihn umrauschen,  
Um neue Anmuth von ihm zu erlauschen.

Seine erste Frage ist immer: wie es mit der Herausgabe meiner Gedichte stehe? und scheint solche sehr zu wünschen. (15. Juli 1820)

In demselben Brief an Beughem spricht Heine von "poetischer

Unfruchtbarkeit", über die Schlegel ihm hinweggeholfen habe. Heine war damals noch völlig unbekannt, und da sich keine Aussicht auf die Veröffentlichung seiner Gedichte bot, scheint er durch Schlegels Ermutigung und Anleitung neue Hoffnung geschöpft zu haben. Dies geht namentlich aus dem ersten der an Schlegel gerichteten Sonette hervor, in dem Heine von sich sagt:

Ich war ein Reis, dem seine Stützen sanken,  
Da mochtest du das arme Reis beklagen,  
An deinem güt'gen Wort lässt du es ranken,  
Und dir, mein hoher Meister, soll ich's danken,  
Wird einst das schwache Reislein Blüten tragen.  
(W II, 61)

Solch Gefühl der Dankbarkeit gegen den "hohen Meister" war zweifellos aufrichtig, zumal Heine vor dem Erscheinen seines ersten Gedichtbandes noch duldsam genug war, seine Gedichte kritisieren zu lassen und auf Verbesserungsvorschläge einzugehen. Dies bestätigt sowohl Steinmanns Bericht über Heine<sup>8</sup> als auch Heines Göttinger Brief an F. A. Brockhaus, wo er darauf hinweist, dass A. W. Schlegel die Gedichte "mehrmals kritisch durchhechelte, manche Auswüchse derselben hübsch ausmerzte, manches Schöne besser aufstutzte und das Ganze, Gott sey Dank, ziemlich lobte." (7. Nov. 1820)

Bald nach seinem Fortgang von Bonn dürfte Heine erkannt haben, dass Schlegel kein eigentlicher Dichter war. Dennoch blieb er für ihn auf lange Zeit sein "nadelöhrfeiner Lehrer" (B I, 232), dessen kritischen Scharfblick er noch im Jahre 1828 in der Besprechung von Menzels Deutscher Literatur würdigte (W VII, 245). Schlegels Vertrautheit mit den Gesetzen der Metrik scheint namentlich in der Göttinger Zeit noch stark auf Heine gewirkt zu haben. Aus dem Sommer

1824 berichtet Wedekind über Heine:

Ein Lieblingsthema, auf das er bei jeder Gelegenheit zurückkam, war die Metrik und die Theorie der Dichtkunst.... "Fürwahr", [sagte Heine], "die Metrik ist rasend schwer, es gibt vielleicht sechs oder sieben Männer in Deutschland, die ihr Wesen verstehen. Schlegel hat mich eingeführt - der ist ein Koloss. Er ist durchaus nicht poetisch, aber durch seine Metrik hat er zuweilen etwas hervorgebracht, was an das Poetische reicht."

Zwei Jahre später bekennt Heine noch in einem Brief an Wilhelm Müller: "...als ich in Bonn studierte, hat mir August Schlegel viel metrische Geheimnisse aufgeschlossen" (7. Juni 1826), doch hat man hier bereits den Eindruck als ob die Achtung vor Schlegels Können gesunken sei. Dies mag sich vor allem dadurch erklären, dass Heine inzwischen zu der Überzeugung gelangt war, mit seinen "Nordseebildern" weit über Schlegels metrische Erkenntnisse hinausgegangen zu sein.<sup>10</sup> Mit dem Erscheinen der "Bäder von Lucca" im Dezember 1828 erfolgte dann die erste öffentliche Kritik an A. W. Schlegel. Heine wies ihm nun eine ähnliche Stellung zu wie Ramler, der "das Auge gen Himmel gehoben, den steifleinenen Regenschirm unterm Arm im Berliner Tiergarten skandierend wandelte" und sich für den "Repräsentanten der Poesie auf Erden" hielt. Schlegels "poetische Unzulänglichkeit" sei sichtbar "seitdem die Sprache weiter ausgebildet worden, sodass sogar diejenigen, die einst den Sänger des 'Arion' für einen gleichfallsigen Arion gehalten, jetzt nur noch den verdienten Schullehrer in ihm sehen." (W III, 353)

Diese öffentliche Stellungnahme gegen Schlegel darf man wohl als Ausgangspunkt für die Verfeindung zwischen Heine und Schlegel ansehen. Friedrich Hirth erklärt Heines "Gesinnungs-

wechsel" von der Bonner bis zur Pariser Zeit durch "persönliche, vor allem aber sachliche Meinungsverschiedenheiten", ohne jedoch auf diese weiter einzugehen (B IV, 16). Da Hirth den oben zitierten Angriff in den "Bädern von Lucca" nicht erwähnt, steht bei ihm nicht Heine als Aggressor da, sondern Schlegel mit seinem Epigramm "An einen Dichter" (1832). Dies entspricht jedoch nicht den Tatsachen. Die Absage an Schlegel in den "Bädern von Lucca" ist zu eindeutig und zu direkt als dass Schlegel sie nicht als Kränkung hätte empfinden müssen.

Heines erste öffentliche Kritik an Schlegel zu bewerten, ist schwierig, weil man, abgesehen von den oben zitierten Briefstellen und der Aufzeichnung Wedekinds fast ausschliesslich auf Mutmassungen angewiesen ist. Briefe Heines an A. W. Schlegel fehlen, könnten aber, wie Hirth annimmt, geschrieben worden sein (B IV, 18). Doch dürfte sich dieser Briefwechsel kaum über das Jahr 1823 hinaus erstreckt haben, da sich sonst sicher Hinweise auf eine Verbindung mit Schlegel in den Briefen an Immermann und Varnhagen finden liessen. Bei Heines ständigem Bemühen, Bekannte und Freunde zur Abfassung von Rezensionen zu bewegen,<sup>11</sup> lässt es sich kaum denken, dass Schlegel mit einer Bitte um Fürsprache verschont geblieben ist. Aus dem "Katalog der Bibliothek A. W. Schlegel" geht hervor, dass Schlegel ein Exemplar von Heines Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo besessen hat, und Hirths Annahme, dass dieser Band eine handschriftliche Widmung Heines enthalten habe (B IV, 18), ist wohl gerechtfertigt. Die Tatsache, dass Schlegel beim Erscheinen der Gedichte und

der Tragödien mit keiner Rezension für seinen ehemaligen Schützling eintrat, dürfte diesen zumindest enttäuscht haben. Ein frühes Zeichen des Unmuts über Schlegels passives Verhalten zu Heine mag man wohl in dem Brief an Moser vom 25. Oktober 1824 erkennen: "Wenn Du Beer siehst, so frage ihn, was Schlegel macht? Denn ich setze voraus, dass er diesem vielfach empfohlen war...." Als Heine dann später durch den ersten und zweiten Teil der Reisebilder in ganz Deutschland berühmt wurde und Schlegel weiterhin schwieg, wollte Heine offenbar im dritten Teil der Reisebilder dem ehemaligen Mentor die Stärke seiner Waffen zeigen.<sup>12</sup> Man täte Heine jedoch Unrecht, wollte man ihm bereits hier Bosheit und Feindseligkeit als Hauptmotive für die Kritik an Schlegel unterschieben. Vielmehr sprach er hier nur das aus, was er in der Bonner Zeit bereits geahnt und was ihm im Laufe der Jahre immer klarer geworden war, dass nämlich Schlegel wohl ein Theoretiker und Kritiker aber kein Dichter war. Wenn Heine sein scharfsichtiges Urteil über Schlegel in Worte kleidete, die diesen verletzen mussten, so kann man zwar von Undankbarkeit, nicht aber von Böswilligkeit sprechen.

Zum besseren Verständnis von Heines späteren Angriffen auf Schlegel soll die Entwicklung der Feindschaft nach dem Erscheinen der "Bäder von Lucca" kurz angedeutet werden. Varnhagen von Ense, der im März 1829 mit Schlegel in Bonn zusammentraf, berichtete an Rahel: "... neulich wollte Schlegel, dem er [Heine] öffentlich gehuldigt hat, aus Sicherheit und Feigheit an der Tafel der Kurfürstin jene Huldigung lieber verwerfen und den ganzen Mann fahren lassen,

ich litt es aber nicht."<sup>13</sup> An welche Huldigung Varnhagen hier dachte, war nicht zu ermitteln, doch mag er Heines Besprechung "Die deutsche Litteratur von Wolfgang Menzel" (1828) im Sinn gehabt haben, wo A. W. Schlegels "kritischer Scharfblick", den Heine auch jetzt noch zweifellos bewunderte, gewürdigt worden war (W VII, 245). Den Angriff auf Schlegel in den "Bädern von Lucca" vom Dezember 1828 scheint Varnhagen, ähnlich wie Hirth, übersehen zu haben, so dass ihm Schlegels Verhalten nicht als Rache sondern "Feigheit" erschien. In Wendts Musenalmanach auf das Jahr 1832 erschien dann Schlegels bissiges Epigramm auf Heine.<sup>14</sup> Als Schlegel im Winter 1831/32 nach Paris kam um den Orden der Ehrenlegion zu empfangen, war Heine bereits schwer erbittert. Am 20. Januar 1832 schrieb er an Cotta: "...dass August Schlegel vor 3 Monath durch Broglio das Ehrenkreuz erbettelt, wissen Sie vielleicht noch nicht, da man sich das Wort gegeben, es nirgens zu erwähnen. Er ist in diesem Augenblicke die lächerlichste Figur in Paris und Humbold (sic!) und Koreff tranchiren ihn aufs meisterhafteste." Am 25. Februar liess Heine in der Allgemeinen Zeitung einen beissenden Artikel über die Geschichte der Ordensverleihung erscheinen, wodurch Schlegels Stellung in der Pariser Gesellschaft so gut wie unmöglich wurde. Jedenfalls verliess er kurz darauf die französische Hauptstadt, und Heine rühmte sich später, ihn durch jenen Artikel aus Paris vertrieben zu haben.<sup>15</sup>

Wie jener Artikel, so besteht auch die Schlegelkritik in der Romantischen Schule zum grossen Teil aus persönlicher Anfeindung. Zwar lässt er Schlegel als hervorragenden

Shakespeareübersetzer gelten (W V, 272), und rühmt an ihm die Fähigkeit, "wissenschaftliche Gegenstände in eleganter Form" zu behandeln (W V, 278), doch sind diese Verdienste Schlegels so tief in Ironie und Skandalgeschichten eingebettet, dass sie der Aufmerksamkeit des Lesers beinahe entgehen. Weit grösseren Raum als die Behandlung von Schlegels literarischer Produktion nimmt beispielsweise die Geschichte von Schlegels missglückter Ehe ein (W V, 279-280). Das Entlaufen der jungen Ehefrau und das Beispiel, das Heine aus der ägyptischen Mythologie heranzieht, um Schlegels geschlechtliches Unvermögen zu illustrieren, sind zwar höchst unterhaltend, doch bleibt es fraglich, ob hierfür Raum ist in einer Schrift, von der der Verfasser behauptet, sie werde "dem Leser die Hauptmomente der litterarischen Bewegung ... aufs getreulichste veranschaulichen." (W V, 213) Ähnliche Bedenken liessen sich auch gegen Heines Erinnerungen an die Schlegelschen Vorlesungen in Bonn vorbringen:

Herr A. W. Schlegel trug ... Glaceehandschuh und war noch ganz nach der neuesten Pariser Mode gekleidet; er war noch ganz parfümiert von guter Gesellschaft und eau de mille fleurs; er war die Zierlichkeit und die Eleganz selbst, und wenn er vom Grosskanzler von England sprach, setzte er hinzu: "mein Freund", und neben ihm stand sein Bedienter in der freiherrlichst Schlegelschen Hauslivree und putzte die Wachslichter, die auf silbernen Armleuchtern brannten und nebst einem Glase Zuckerwasser vor dem Wundermanne auf dem Katheder standen. Livreebedienter! Wachslichter! silberne Armleuchter! mein Freund der Grosskanzler von England! Glaceehandschuh! Zuckerwasser! welche unerhörte Dinge im Kollegium eines deutschen Professors! (W V, 279)

Über Schlegels Besuch in Berlin im Jahre 1827 heisst es wenig später: "... er ergötzte Berlin vier Wochen lang durch die Etalage seiner Lächerlichkeiten. Er war ein alter eitler

Geck geworden, der sich überall zum Narren halten liess." (Ibid., 280) Sodann kommt Heine auf Schlegels Besuch in Paris anlässlich der Ordensverleihung zu sprechen, schildert ausführlich die lächerliche Erscheinung des alten "Gecken" und beschliesst das Kapitel mit einem nochmaligen Hinweis auf die Begattungsschwierigkeiten des Herrn Schlegel.

Man muss bei der Beurteilung Schlegels in der Romantischen Schule nicht allein Heines Verhältnis zu Schlegel erwägen, sondern auch das Verhältnis beider Dichter zu Frankreich. A. W. Schlegel war der berühmt-berüchtigte Verurteiler der grossen französischen Dichter, Heine dagegen war den Franzosen so gut wie unbekannt. Weder der Globe noch die Revue Française hatten Besprechungen vom dritten Teil der Reisebilder gebracht (B IV, 230). In der im Globe anonym erschienenen Artikelreihe "De l'état de la littérature allemande" (1830) wurden Wolfgang Menzel und Platen hoch gepriesen, während Heine fast gänzlich ignoriert wurde. Durch die kurze Erwähnung, die ihm zuteil wurde,<sup>16</sup> fühlte er sich "gemein misshandelt" und bat Varnhagen, etwas zu unternehmen, dass bei diesen französischen Zeitschriften "jeder feindlichen Machinazion von jeder Seite vorgebaut werde." (27. Feb. 1830) Auch bei seinem Eintreffen in Paris war Heine in Frankreich noch wenig bekannt. Die Romantische Schule, die zunächst nur in französischer Übersetzung erschien, war hauptsächlich an französische Leser gerichtet, und das Bemühen, dem französischen Publikum zu gefallen, ist einer der auffallendsten Züge des Buches. Dies Vorhaben liess sich jedoch kaum erfolgreicher ausführen als durch die literarische Züchtigung jenes Mannes, der versucht hatte, die Franzosen

als Gesetzgeber des guten Geschmacks zu entthronen. An scharfen Angriffen auf Schlegel hatte es in Frankreich auch vor Heine nicht gefehlt,<sup>17</sup> doch war zu erwarten, dass die Stimme, die ein Deutscher in Frankreich gegen Schlegel erhob, von den Franzosen mit besonderer Genugtuung hingenommen werden würde. Die Art, in welcher Heine in diesem Zusammenhang an den Nationalstolz der Franzosen appellierte, lässt sich durch einige Zitate leicht veranschaulichen. Schlegel fehle, wie Heine behauptet, alles Verständnis für moderne Kunst. Deshalb habe er auch nie einen Dichter wie Racine begreifen können. Racine sei der erste grosse Dichter der Neuzeit:

In seiner Brust dufteten die ersten Veilchen unseres modernen Lebens .... Wer weiss, wieviel Taten aus Racines Versen erblüht sind! Die französischen Helden, die bei den Pyramiden, bei Marengo, bei Austerlitz, bei Moskau und Waterloo begraben liegen, sie hatten alle einst Racines Verse gehört, und ihr Kaiser hatte sie gehört aus dem Munde Talmans. Wer weiss, wieviel Zentner Ruhm von der Vendômesäule eigentlich dem Racine gebühre. (W V, 275-276)

Der andere grosse Franzose, dem Schlegel allen Anspruch auf Grösse abgesprochen, sei Molière. Heine betont zweimal ausdrücklich, dass Schlegel versucht habe, diesen verehrungswürdigen Dichter zum Possenreisser zu erniedrigen (W V, 275; 282) und stellt ironischerweise Schlegel selbst als eine Art Possenfigur dar:

Hier in Paris hatte ich die Betrübnis, Herrn A. W. Schlegel persönlich wiederzusehen .... Ich ging eben, das Haus zu sehen, worin Molière gewohnt hat; denn ich ehre grosse Dichter und suche überall mit religiöser Andacht die Spuren ihres irdischen Wandels .... Auf meinem Wege unfern jenes geheiligten Hauses erblicke ich ein Wesen, in dessen verwebten Zügen sich eine Ähnlichkeit mit dem ehemaligen A. W. Schlegel kundgab. Ich glaubte seinen Geist zu sehen, aber es war sein Leib ... es war sogar ein Bauch zu sehen, und oben drüber hingen eine Menge Ordensbänder ....

Er war gekleidet nach der neuesten Mode jenes Jahres, in welchem Frau von Staël gestorben.<sup>18</sup> Dabei lächelte er so veraltet süß wie ein bejahrte Dame, die ein Stück Zucker im Munde hat und bewegte sich so jugendlich wie ein kokettes Kind .... Mir war in diesem Augenblick als sähe ich den seligen Molière am Fenster stehen, und als lächelte er zu mir herab, hindeutend auf jene melancholisch heitere Erscheinung .... Molière allein wäre der Mann gewesen, der eine solche Figur für das Theatre français bearbeiten konnte, er allein hatte das Talent; - und das ahnte der Herr A. W. Schlegel, und er hasste den Molière.... (W V, 281)

Dass Heine tatsächlich beim Besuch des Molièreschen Hauses auf Schlegel stiess, ist durchaus zweifelhaft.<sup>19</sup> Dennoch bleibt der Einfall, dass Molière und Heine gemeinsam an dem hartnäckigen Gegner der französischen Klassiker Rache nehmen, ein bestechendes Zeugnis Heineschen Witzes.

Gegen den Vorwurf der Undankbarkeit und Pietätlosigkeit glaubte sich Heine zu sichern, indem er Schlegels Verhalten zu Bürger als Parallele anführte:<sup>20</sup> "Hat Herr A. W. Schlegel den alten Bürger geschont, seinen litterarischen Vater? Nein, und er handelte nach Brauch und Herkommen. Denn in der Litteratur wie in den Wäldern der nordamerikanischen Wilden werden die Väter von den Söhnen totgeschlagen, sobald sie alt und schwach geworden." (W V, 267-268) Mit diesen Worten stellte Heine sich den Freibrief aus, gegen Schlegel loszuschlagen. Zwar mochte Schlegels Epigramm ihn schwer gereizt haben (B IV, 16), doch wäre es verfehlt, die Heftigkeit und Wucht der Ausfälle auf diesen vereinzelt Hieb zurückzuführen. Vermutlich sah Heine klar voraus, wie sehr seine Verspottung Schlegels den Franzosen schmeicheln würde, und wie leicht er auf diese Weise zu grösserer Popularität gelangen könnte.

### Drittes Kapitel

#### Michael Beer und Eduard von Schenk

Am 27. März 1828 fand die Uraufführung von Beers Struensee im Münchener Nationaltheater statt. Kurz darauf liess Heine im Cottaschen Morgenblatt eine ausführliche Besprechung der Aufführung mit einer Würdigung von Beers dichterischer Entwicklung erscheinen (W VII, 597). Von Beers früheren Stücken hatten Klytämnestra und die Bräute von Aragonien eine scharfe Ablehnung in der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung erfahren (B IV, 184), und nun versuchte Heine nicht nur die Vorzüge von Beers neuem Stück hervorzuheben, sondern auch alle früheren Angriffe auf Beer zu entkräften. Da es ihm jedoch merklich an Beweisgründen fehlte, verfiel er darauf, die Angriffe von Beers Gegnern als "ironischen Tadel" aufzufassen: "War es indessen ernstlich gemeint," schrieb er, "so bedauern wir, dass jene Kritiker vor lauter Bäumen den Wald nicht gesehen haben .... Wir bewundern die dramatische Weisheit und die Bühnenkenntnis des Dichters, wodurch er so Grosses bewirkt." (W VII, 231) Über den Struensee selbst hiess es unter anderem: "Es ist unendlich erquickend, in jener dürren Sandwüste, die wir deutsches Theater nennen, wieder einen reinen, frischen Labequell hervorspringen zu sehen." (W VII, 227)

Drei Tage nach dem Erscheinen der Struenseekritik schrieb Heine an Moser: "Unser Nazionaldichter Michael Beer ist hier und lässt seine Stücke aufführen. Im Morgenblatt steht eine

Correspondenz ... die den Struensee bespricht. Und denke Dir - ich, Ich, ICH habe sie geschrieben! Den Göttern steht der Verstand still...." (14. Apr. 1828) In seinem Brief an Merckel vom gleichen Datum heisst es: "Verzeih mir jenen Artikel, ich musste ihn schreiben." Es ist eindeutig, dass die Besprechung von Beers Struensee nicht Heines kritisches Urteil darstellte, sondern eine jener "Lumpigkeiten", die nach Heines Worten "oft sogar lobenswert sind, wenn sie uns in den Stand setzen, der grossen Idee unseres Lebens desto würdiger zu dienen." (An Varnhagen; 1. Apr. 1828)

Gerade in dieser Zeit hoffte Heine auf die Ernennung zum Professor an der Münchener Universität, und da alles von der Entscheidung des Bayrischen Königs abhing, war ein gutes Verhältnis zu einflussreichen Leuten am Hofe unbedingt erforderlich. Michael Beer aber genoss das Wohlwollen Ludwigs I. und war mit Eduard von Schenk, der gerade zum Minister des Innern aufgestiegen war, eng befreundet. Von Schenks Fürsprache, das wusste Heine, hing seine Zukunft ab, und ein Zerwürfnis mit einem der beiden Dichter, mit Beer oder Schenk, konnte ihm alle Aussicht auf die Professur nehmen. So erklärt sich das überraschende Lob für Beer im Cottaschen Morgenblatt und auch die scheinbare Verehrung Schenks als Dichter. Am 2. April 1828 schreibt Heine an Schenk: "...es ist eine Eitelkeit, dass ich mit dem lebendigen Belisar<sup>21</sup> meine todten Tragödien schicke - aber Sie wolltens!" Einen Tag früher hatte er Varnhagen gegenüber geäussert: "Es sieht hier schlecht aus; seichtes kümmerliches Leben. Kleingeisterei," und in bitterer Ironie setzt Heine hinzu: "...gäbe

es nicht zuweilen grossartige Erscheinungen, z. B. eine Michel Beersche oder Schenksche Tragödie, so wäre dieses ... Klima nicht zu ertragen." (1. Apr. 1828)

Schon bei seiner Ankunft in München hatte Heine an Varnhagen geschrieben: "Der grösste Dichter der Welt ist Eduard Schenk." (28. Nov. 1827) Friedrich Hirth nennt diese Stelle eine "übertrieben günstige Beurteilung ... zweifellos dadurch eingegeben, dass er ... die Anstellung zu erhalten hoffte, um die er sich in Berlin und Hamburg vergeblich beworben hatte." (B IV, 167) Die Unhaltbarkeit dieser Auffassung erweist sich aber schon aus Heines Münchener Brief an Moser vom 14. April 1828: "Ich steh hier allein. Grässlich isoliert. Um mich nichts herum als ein Meer von kleinen Seelen." Schenk als grössten Dichter der Welt zu bezeichnen ist also reine Ironie. Dieselbe Ironie findet sich in geschwächter Form sogar in den Briefen an Schenk. Selbst als Heine in Florenz mit banger Hoffnung auf seine Ernennung zum Professor wartete, konnte er sich seines Spottes nicht enthalten: "Ich weiss, Sie stecken bis zum Hals in Geschäften ...." schrieb er am 27. August 1828 an Schenk. "Im Grunde ist es auch nicht nötig, dass Leute unserer Art einander viel schreiben. Unsere Bücher sind grosse Briefe .... Adieu, Dichter des Belisar! - Ich denke oft an Sie, wenn ich Lorbeerbäume sehe, und je mehr ich an Sie denke, um so mehr muss ich Sie lieben." (27. Aug. 1828) Allem Anschein nach nahm Schenk solche Schmeicheleien als ungeheuchelte Zuneigung hin. Jedenfalls lässt die Darstellung, die er in der Einleitung zu Michael Beers Werken gibt,

keinen Verdacht der Falschheit auf Heine fallen:

Ein Dichter hielt sich damals 1828 in München auf ... nämlich Heinrich Heine. Ich hatte sein Buch der Lieder mit Entzücken, seine Reisebilder mit Interesse gelesen, und es war mir höchst willkommen, diesen Geist ... näher kennen zu lernen .... Er schloss sich uns [Beer und Schenk] mit Wärme an .... Obgleich seine politischen Ansichten den unsrigen und seine religiösen den meinigen fast entgegengesetzt waren, so wurde doch diese Meinungsverschiedenheit ... unter dem Wehen des poetischen Genius vergessen, der unter uns seine Flügel schlug. (B IV, 167)

Über dieses "Wehen des poetischen Genius" dürfte Heine spöttisch gelächelt haben. Dass er die "Dioskuren" am Sternhimmel der Münchener Poesie (B I, 360) im Stillen verachtete, ist wohl unbestreitbar. Auch der Brief an den russischen Dichter und Diplomaten Tjutschew, in dem Heine von Schenk als einem "Pair des Talents" spricht (1. Okt. 1828), kann an dieser Tatsache nichts ändern; denn es handelt sich dabei ganz offensichtlich um ein Dokument, von dem Heine erwartete, dass es bei gegebener Gelegenheit Schenk zu Gesichte kommen würde.

Da Heine erst in München mit Schenk und dessen Werken bekannt wurde, ist es begreiflich, dass sich im ersten und zweiten Teil der Reisebilder keinerlei Anspielungen auf diesen Dichter finden. Während der Arbeit am dritten Teile versuchte Schenk gerade Heines Ernennung zum Hochschullehrer zu erreichen, und so ist es nicht verwunderlich, dass Heine für seinen Gönner warme Worte der Verteidigung findet:

Schenk war in seinem Belisar stark von der geschichtlichen Wahrheit abgewichen, und so unternahm Heine es, ihn von dem Vorwurf geschichtlicher Verfälschung freizusprechen (W III, 228). Die hier geäußerte Ansicht, dass ein Dichter den

Sinn der Geschichte immer "ganz treu" wiedergebe, selbst wenn er gewisse Gestalten und Umstände frei erfinde, mag durchaus Heines Überzeugung entsprochen haben;<sup>22</sup> nur darf man bezweifeln, dass er Eduard Schenk zu den "Dichtern" zählte.

Heines Beziehung zu Michael Beer war weit komplizierter als seine Bekanntschaft mit Schenk, die bald nach Heines Abreise von München endete. Michael Beer hatte er schon 1821 oder 1822 in Berlin kennengelernt,<sup>23</sup> und im Winter 1831/32 traf er wieder mit ihm in Paris zusammen.<sup>24</sup> Während sich die Äusserungen über Schenk hauptsächlich auf die Münchener Zeit und den Italienaufenthalt Heines beschränken, finden sich Bemerkungen über Michael Beer vom Anfang der zwanziger Jahre fast bis zu Beers Tode im Jahre 1833. Abgesehen von der langen Besprechung des Struensee hat sich Heine aber nie öffentlich über Beers dichterische Leistung geäußert. Auffälligerweise stehen fast alle brieflichen Bemerkungen über Beer mit dessen vielgespieltem Einakter Der Paria in Beziehung. Beachtenswert ist in diesem Zusammenhang, dass die Uraufführung des Paria am 22. Dezember 1823 in Berlin (B IV, 73) gerade in eine Zeit fiel, in der Heine sich in grösster Verlassenheit und Bedrängnis befand: Im Juli 1823 hatte er sich mit Varnhagen von Ense, seinem einflussreichsten Förderer, überworfen (B IV, 65) am 20. August war seine Tragödie Almansor in Braunschweig ausgepiffen worden (W II, 247), und am 28. November berichtete er an Moser, dass er "am ganzen Rheinstrom jetzt eben so verhasst sey", wie er sonst "geliebt" gewesen.

Zweifellos trug die missliche Lage, in die Heine geraten war, dazu bei, sein Urteil über Beer zu verschärfen. Solange jedoch die Möglichkeit bestand, dass der Paria auf der Bühne durchfiel, lobte er das Stück, zumal Beer seinerseits sich günstig über Heines Werke geäußert zu haben scheint. Dies ist aus dem Brief an Moser vom 5. oder 6. November 1823 ersichtlich: "Michael Beers Paria ist ein Meisterstück, ich will es jetzt gern gestehen, da er mich ja für einen grossen Dichter hält." Im Brief an Moser vom 9. Januar 1824 rechnete Heine noch immer mit der Möglichkeit, dass der Paria vom Publikum "verworfen" sei.<sup>25</sup>

Um jedoch den etwaigen Erfolg des Stückes irgendwie auf die eigene Person zu beziehen, versuchte er, den Misserfolg des Almansor als einmaliges Sühneopfer für die jüdische Kunst hinzustellen: "... dass die Tragödie nothwendig schlecht seyn muss, wenn ein Jude sie geschrieben hat, dieses Axiom darf jetzt nicht mehr aufs Tapet gebracht werden. Dafür kann mir Michael Beer nicht genug danken." Im nächsten Brief an Moser findet sich folgende Äusserung über Beers Paria:

Dass Michel Beers Paria in Berlin grossen Beyfall gefunden, habe ich gestern Morgen zu Celle gehört und zwar ... durch einen alten Juden .... Dieser hatte es von einem Hühneraugenoperator gehört, welcher direkt von Berlin gekommen und sich dort selbst überzeugt hat, dass der Paria pari steht mit Schillers und Goethes Werken .... Ich kenne das Stück schon längst, da der Verfasser mir dasselbe selbst vorgelesen. Es hatte mir gut gefallen, und hätte mir noch besser gefallen, wenn ich damals nicht eine zu genaue Kenntniss von Indien ... gehabt hätte. Fatal, höchst fatal war mir die Hauptbeziehung des Gedichts, dass der Paria ein verkappter Jude ist. Man muss alles aufbieten, dass es Niemand einfalle, letzterer habe Ähnlichkeit mit dem indischen Paria .... Ich wollte, Michael Beer wäre getauft und spräche sich derb, echt almansorisch<sup>26</sup> in Hinsicht des

Christentums aus, statt dass er dasselbe ängstlich  
schont und sogar ... mit demselben liebäugelt.  
(21. Jan. 1824)

Heines Besorgnis für die jüdische Sache ist hier sicher nicht  
ernst zu nehmen,<sup>27</sup> denn seine Einstellung zum Judentum war  
in diesen Jahren teils gleichgültig, teils negativ.<sup>28</sup>

Vielmehr entsprang seine Kritik an der christlichen Tendenz  
des Paria seinem Hass auf das "Kreuz", den er in dieser  
Zeit wiederholt zum Ausdruck brachte.<sup>29</sup> Da Heine an der  
künstlerischen Darstellung und an der Entwicklung der tragi-  
schen Motive nichts aussetzte, darf man annehmen, dass er  
Beer eine gewisse handwerkliche Fertigkeit zugestand.<sup>30</sup>  
Beers Fähigkeit, ein bühnenwirksames Stück zu schreiben,  
wurde auch bald durch den anhaltenden Erfolg bewiesen,  
der dem Paria auf der Bühne beschieden war.<sup>31</sup>

Dass der drei Jahre jüngere Beer diesen Erfolg so bald  
nach der missglückten Aufführung des Almansor erzielte,  
dürfte Heines Eitelkeit in nicht geringem Masse verletzt  
haben; denn immer noch hielt er sich für einen bedeutenden  
dramatischen Dichter.<sup>32</sup> Daneben ist Heines Urteil über Beer  
sicher nicht frei von Neid auf Beers glückliche Lebensum-  
stände. Michael Beer war der Sohn reicher Eltern mit ein-  
flussreichen Beziehungen, Heine dagegen arm und "ohne  
Bretterconnexionen" (B I, 76). Michael Beer hatte bereits  
als Neunzehnjähriger die Genugtuung gehabt, sein Trauerspiel  
Klytämnestra (1819) auf der Berliner Hofbühne aufgeführt  
zu sehen,<sup>33</sup> und seine späteren Beziehungen zum Münchener  
Theater und zu Ludwig I. (B I, iv) sind zweifellos durch die  
Verbindungen des väterlichen Hauses erleichtert worden.

Noch in der Pariser Zeit (1831) scheint Heine es Beer nicht verziehen zu haben, dass er durch seine Geburt besonders begünstigt worden war. Börne berichtet hierüber in einem Brief an Jeanette Wohl: "Heine fragt z. B. den Beer: 'Warum schreiben Sie, Sie haben es ja nicht nötig?' worüber Beer sich schrecklich ärgert."<sup>34</sup> Derselbe Gedanke, nur in weit boshafterer Form, findet sich bereits in dem Brief an Moser vom 25. Juni 1824. Heine spricht hier von den Musen als alten Jungfern und meint: "Eine derselben hat jüngst einen reichen Juden nehmen wollen, der es bloss der Ehre halber thut, und wie ich höre ist die Parthie wieder rückgängig."

Der Siegeszug des Paria hat Heine offensichtlich stark beschäftigt, und immer wieder hat man den Eindruck, als missgönne er Beer den Erfolg. Am 20. Juli 1824 schildert er einen Traum, den er gehabt haben will. Darin habe sich "ein grosses jüdisches Heer" auf dem Wege nach Palästina befunden, "und den Beschluss des Zuges machten eine Menge Karossen.... In einer der allerprächtigen Staatskarossen sass Michael Beer, als Geniekorps, und neben ihm sass Wolf und die Strich [Berliner Schauspieler], die den Paria unverzüglich in Jerusalem aufführen und verdientes Lob einärnten sollten." Der grösste Verdruss, den der Paria Heine bereitete, kam offenbar im Oktober 1824, als Heine in Goethes Kunst und Altertum eine längere Besprechung von Beers Paria fand. Der erste und ausführliche Teil der Rezension stammte von Eckermann, der zweite von Goethe.<sup>35</sup> Da jedoch die Artikel ohne Angabe des Verfassers erschienen, mag Heine in Goethe den Verfasser der ganzen Rezension vermutet haben. Eckermann

lobt den Dichter des Paria vor allem für die "Wahl des Gegenstandes", und für die Kunst, "alle jene tragischen Motive in einen einzigen Akt" gebracht zu haben und schliesst mit der Bemerkung, dass "dieses kleine Stück ... allen Bühnen auf das beste empfohlen sey."<sup>36</sup> Da sich Goethe jedoch im letzten Teil der Besprechung fast ausschliesslich mit dem "französischen Paria" befasst, wird das Lob, das Eckermann dem "deutschen Paria" zollt, bedeutend geschwächt. Trotzdem ist Heines Reaktion auf diese Besprechung unerwartet stark. Am 25. Oktober 1824 schreibt er an Moser: "Ich habe das neue Kunst- und Alterthumsheft gelesen. Wir leben in schrecklichen Zeiten." Diese Äusserung darf man nicht allein für eine Ablehnung des Paria halten; in der Hauptsache zeigt sie Heines Entrüstung darüber, dass es Beer gelungen war, von Goethe besprochen zu werden.<sup>37</sup> Heine hatte sich vergeblich bemüht, durch die Übersendung seiner Gedichte (1821) und seiner Tragödien (1823) Goethes Aufmerksamkeit zu erregen (B I, 34, 73), und dass es nicht Beers literarisches Verdienst war, was die Besprechung in Kunst und Altertum veranlasst hatte, nahm Heine ohne weiteres an; denn er fährt fort: "Wenn Du den Beer siehst, so frage ihn, was Schlegel macht? Denn ich setze voraus, dass er diesem vielfach empfohlen war, ebenso wie dem grossen Göthe - August Wolf, Herr und Madam Wolf, Zelter &c &c &c &c &c." Dass Heine sich seiner Scheelsucht auf Beer bewusst war, lässt ein Brief an Wolfgang Menzel vermuten, in dem er ohne sichtbaren Anlass alle Neidgefühle ableugnet: "Über des ersteren [Beers] Tragödie habe ich im Morgenblatt Bericht erstattet und der

Welt gezeigt, wie wenig ich ihn beneide, wie wenig mich sein Ruhm pikirt." (2. Mai 1828)

Was Heines Urteil über Beer als Dichter ferner getrübt haben mag, ist die Tatsache, dass Beer nicht zu den unbedingten Bewunderern Heines zählte. Dies geht aus dem Brief hervor, den Heine mit einem Exemplar seiner Tragödien an Schenk sandte: "... erzeigen Sie mir die einzige Liebe und blättern sie nicht im Rattcliff, sondern lesen sie ihn bei guter Laune auf einmahl. Vielleicht finden Sie ihn alsdann bedeutender als M. Beer glauben will." (2. Apr. 1828) Dass Beer auch den 1828/29 erscheinenden dritten Band der Reisebilder mit der Polemik gegen Platen nicht billigen würde, war Heine von vornherein klar, zumal er wusste, dass Beer mit Platen befreundet war (B I, 407). Auch scheint das Lob in der Münchener Struenseekritik von 1828 auf die weitere Beurteilung Beers im negativen Sinne gewirkt zu haben; denn in literarischen Kreisen hatte man jenen Artikel, wie Heine selbst an Menzel schrieb, für eine "Mystifikation des Publikums" gehalten (2. Mai 1828), und Börne und seine Freunde waren offenbar überzeugt, dass Heine für die Kritik von Beer bezahlt worden war.<sup>38</sup> Wenn Heine nun fortfuhr, Beer zwar zu loben, aber dabei seine wahre Meinung durchschauen zu lassen, so wollte er vielleicht erreichen, dass man nachträglich dazu überging, auch die Struenseekritik für reine Ironie zu halten. Auf diese Absicht deutet beispielsweise eine Mitteilung Hermann Francks an Varnhagen von Ense: Heine hatte Franck gedrängt, sich von Beer das Manuskript eines neuen Trauerspiels auszubitten. Als Heine Franck eines Morgens besuchte, meinte er:

"Ich weiss schon, Sie haben das Manuskript bekommen und gelesen, was sagen Sie?" - "Zum Ausspeihen!" versetzte Franck, "ganz gering und schlecht." - "Wie ich Ihnen sagte," meinte Heine darauf und setzte nach einer Pause hinzu: "Nicht wahr, den Mann darf ich ohne Scheu loben? Es ist keine Gefahr, dass mir's einer glaubt."<sup>39</sup>

Im gesellschaftlichen Umgang wurde Beer namentlich in der Pariser Zeit zur Zielscheibe von Heines Witzen. Börne analysierte das gespannte Verhältnis zwischen den beiden Dichtern folgendermassen: "Der Beer fühlt es nun in seinen Nerven, dass der Heine früher oder später einmal öffentlich über ihn herfallen wird, und geht dabei bei aller Vertraulichkeit doch so ängstlich mit ihm um wie das Hündchen mit dem Löwen."<sup>40</sup> Zu diesem öffentlichen Angriff auf Beer ist es nie gekommen, möglicherweise nur deshalb nicht, weil Beer bereits im März 1833 starb. Die letzte briefliche Bemerkung, die Heine am 19. Dezember 1832 über seinen "Ami Beer" im Brief an Immermann machen wollte, ersetzte er durch Gedankenstriche und fügte hinzu, er wolle nur mündlich über Beer sprechen, "wenn so unbedeutende Wesen der Besprechung überhaupt werth sind." Dass es nicht schon in früheren Jahren zu einem Bruch zwischen Heine und Beer gekommen ist, beruhte wohl gleichermassen auf Beers versöhnlicher Natur und auf Heines Klugheit. Die Feindschaft der einflussreichen Familie Beer hätte Heines Emporkommen in der ersten Hälfte der zwanziger Jahre zweifellos hinderlich sein können. Auch hätte eine solche Verfeindung Heines Verhältnis zu Moser und anderen Mitgliedern des "Vereins für die Kultur und

Wissenschaft der Juden" getrübt, wodurch er sich zweifellos geschadet hätte. In der Münchener Zeit wurde schliesslich die "Freundschaft" mit Beer höchstes Gebot, da durch sie die Erlangung der Professur möglich gemacht werden sollte.

Später hatte Heine durch den Platenkonflikt so viele Feinde, dass er sogar versuchte, sich auf dem Umwege über Immermann Beers Wohlwollen zu erhalten (Brief vom 14. März 1830). Erst in der Pariser Zeit, als Heine unabhängiger von deutschen Verhältnissen wurde, schien er gegen Beer die volle Schärfe seines Witzes eingesetzt zu haben. Von Beers Werken hat Heine wohl trotz allen Spottes und aller Einwände den Paria am höchsten gestellt. Aber wie Schenk, so war auch Beer für ihn ein "Dichter des Tages", und die Äusserung über Beer: "So lange er lebt, wird er unsterblich sein," wurde bald zu einem stereotypen Heineschen Witz.<sup>41</sup>

## Viertes Kapitel

### Goethe

Heines Urteil über Goethe ist so stark von persönlicher Enttäuschung und zielbewusster Berechnung durchdrungen, dass ohne eingehende Berücksichtigung der biographischen und kulturgeschichtlichen Zusammenhänge eine Analyse seiner Goethekritik irreführend wäre. Versucht man, sein Verhältnis zu Goethe zu schematisieren, so zeichnen sich deutlich zwei grosse Phasen ab, die durch Goethes Tod von einander geschieden sind. Solange Goethe noch lebte, bestimmte dieser die Beziehung durch Schweigen und kühle Zurückhaltung. Erst durch Goethes Tod erhielt Heine die Möglichkeit, seine Einstellung zu dem Verstorbenen wesentlich zu ändern. Die erste Gelegenheit hierzu bot sich in dem kleinen Werk Die Romantische Schule. "Es war nötig", schrieb Heine in Bezug auf diese Arbeit, "nach Goethes Tode dem deutschen Publikum eine litterarische Abrechnung zu überschicken. Fängt jetzt eine neue Literatur an, so ist dies Büchlein zugleich ihr Programm, und ich, mehr als jeder andere, musste wohl dergleichen geben." (An Laube; am 8. Apr. 1833) Heine fühlte sich nach Goethes Tode offensichtlich als das Haupt der deutschen Literatur, als der Nachfolger Goethes (W VII, 316). Was er zu Lebzeiten Goethes nicht hatte erreichen können, nämlich gleichberechtigt neben dem grossen Dichter zu stehen, das wollte er nunmehr durchsetzen. Schon sein Brief an Varnhagen

vom 30. Oktober 1827 schloss mit den Worten: "Wolfgang Göthe mag immerhin das Völkerrecht der Geister verletzen; er kann doch nicht hindern, dass sein grosser Name einst gar oft zusammen genannt wird mit dem Namen H. Heine." In der Rezension "Die deutsche Literatur von Wolfgang Menzel" (1828) erhob Heine dann den gleichen Gedanken ins Unpersönliche: "... und so wird auch Goethe nicht verhindern können, dass jene grossen Geister, die er im Leben so gern entfernen wollte, dennoch im Tode mit ihm zusammenkommen und neben ihm ihren ewigen Platz finden im Westminster der deutschen Literatur." (W VII, 255)

Von Anfang an hatte Heine versucht, durch Übersenden seiner Werke die Aufmerksamkeit Goethes zu erregen.<sup>42</sup> Dieser hat ihm jedoch weder für die zugesandten Bücher gedankt, noch für eine Besprechung von Heines Werken in Kunst und Altertum gesorgt. Es ist daher erstaunlich, dass die beiden ersten Teile der Reisebilder, die nach dem missglückten Besuch in Weimar erschienen, zahlreiche Huldigungen für Goethe enthalten.<sup>43</sup> Als Heine im Herbst 1827 erfuhr, dass Goethe sich missfällig über ihn geäussert habe, begann er zwar brieflich auf den "Aristokratenknecht" zu schimpfen (B I, 329), setzte aber seine Huldigungen auch im dritten Teil der Reisebilder (1828) fort.<sup>44</sup>

Wenn man Heines grosse Empfindlichkeit berücksichtigt, so ist es zuerst überraschend, mit welcher scheinbarem Gleichmut er Goethes ablehnende Haltung ertrug. Er war klug genug, von dem "wahrhaften Kriege mit Göthe und seinen Schriften", den er innerlich ausfocht (An Christiani; 26. Mai 1825),

öffentlich so wenig wie möglich merken zu lassen; denn, wie er am 28. November 1827 an Varnhagen schrieb, hielt er es für Dummheit, "gegen Männer zu sprechen, die wirklich gross sind, selbst, wenn man Wahres sagen könnte." Das Erscheinen von Wolfgang Menzels Deutscher Literatur mit den heftigen Angriffen auf Goethe verleitete ihn jedoch dazu, dieses Buch öffentlich zu besprechen. Offenbar hatte Heine gehofft, unter der Maske des objektiven Kunstrichters, seinem Groll gegen Goethe möglichst unbemerkt Luft zu machen. Ob Heine wirklich Menzels Ansicht über Goethe teilte, mag dahingestellt bleiben, auf jeden Fall muss ihm Menzels Angriff grosse innerliche Genugtuung bereitet haben (Vgl. W IV, 315). Am 8. Mai 1828 schreibt er an Menzel, dass Cotta und Frau die Behandlung Goethes in Menzels Buch für durchaus tadelnswert hielten, dass aber er, Heine, das Werk für "das bedeutendste der Art" seit Friedrich Schlegels literarischen Geschichtsvorlesungen halte. Dagegen schreibt er hinsichtlich dieses Buches an seinen einflussreichsten Gönner, den Goetheverehrer Varnhagen von Ense: "Die Stellen über Goethe habe ich nicht ohne Schmerzen lesen können ... wahrscheinlich lasse ich im dritten Teil der Reisebilder wieder eine Batterie gegen das Pustkuchenthum losfeuern."<sup>45</sup> (28. Nov. 1827) Im folgenden Sommer aber zeigt sich Heines verhaltene Feindseligkeit gegen Goethe darin, dass er Menzel den Vorschlag macht, dessen Angriffe auf Goethe ins Englische übertragen zu lassen: "Haben Sie oder Frank niemand, der die Goethesche Apotheose Ihres Werkes ins Englische übersetzen kann? Ich möchte sie in einer engl. Zeitschrift abdrucken lassen." (11. Juli 1828)

Es war aber sicherlich nicht allein die Scheu, eine "Dummheit" zu begehen, die Heine davon abhielt, öffentlich gegen Goethe aufzutreten. Ein guter Teil seiner Zurückhaltung erklärt sich zweifellos aus dem Bemühen, sich die Freundschaft des literarisch einflussreichen Varnhagen von Ense zu erhalten. Dies ist bereits am Anfang der zwanziger Jahre erkennbar, besonders in den Briefen vom Herbst und Winter 1823, als Heine mit Varnhagen zerfallen war und--ohne dies direkt auszusprechen--von Ludwig Robert, dem Schwager Varnhagens, die Vermittlung eines Ausgleichs erhoffte. "Und, lieber Robert," heisst es am 27. November 1823, "Sie können kaum glauben, wie artig ich mich jetzt gegen Frau von Varnhagen betrage, - ich habe jetzt, bis auf eine Kleinigkeit, den ganzen Göthe gelesen!!! .... Ich möchte gern an Frau von Varnhagen schreiben, aber ... ohne falsch zu seyn, könnte ich Herrn von Varnhagen nicht unerwähnt lassen." Die Äusserung, dass er den ganzen Goethe "bis auf eine Kleinigkeit" kenne, ist sicher eine Übertreibung, mit der er das Ehepaar Varnhagen beeindrucken wollte; denn nach Wedekinds Tagebuch hatte Heine im folgenden Sommer den Werther noch nicht gelesen,<sup>46</sup> und mit dem Wilhelm Meister scheint er sich nicht vor 1829 befasst zu haben (B I, 389).

Zweifellos hat auch der Neid auf Goethes souveräne Stellung in der Literatur Heines Haltung entscheidend beeinflusst. Heine selbst führt in der Romantischen Schule den Neid als Hauptmotiv seiner Gegnerschaft an (W V, 256). Tatsächlich finden sich Spuren eines solchen Neides bereits in Heines ersten schriftstellerischen Versuchen, in den

"Briefen aus Berlin" (1822): "Ich will nicht ungerecht seyn und hier unerwähnt lassen die Verehrung, die man hier dem Namen Göthe zollt, der deutsche Dichter von dem man hier am meisten spricht. Aber Hand aufs Herz, mag das feine weltkluge Betragen unseres Göthe nicht das meiste dazu beigetragen haben, dass seine äussere Stellung so glänzend ist und dass er in so hohem Masse die Affektion unserer Grossen genießt?" (W VII, 577) Dass Heine diese Gedanken öffentlich aussprach, erklärt sich wohl daraus, dass er zu dieser Zeit erst lose Beziehungen zu Varnhagen hatte und noch stark unter dem Einfluss der radikalen Gruppe Uechtritz, Grabbe und Köchy stand. Öffentlich hat Heine sich erst wieder in der Rezension von Menzels Deutscher Literatur (1828) gegen Goethe gewandt. Nur aus den Briefen lässt sich erkennen, dass sein Verhältnis zu Goethe durchaus nicht so positiv war, wie man es auf Grund der Reisebilder vermuten möchte. So verleitete ihn die Enttäuschung über den Besuch in Weimar dazu, den charakterlichen Gegensatz zwischen sich und Goethe für das Fehlschlagen einer Dichterfreundschaft verantwortlich zu machen und Goethe zum "leichten Lebemenschen" zu stempeln, "dem der Lebensgenuss das Höchste ist und der das Leben für und in der Idee ... nie tief begriffen und noch weniger gelebt hat." Sich selbst dagegen stellte er als zwiespältigen Schwärmer hin, der Leben und Lebensgenuss im Grunde verachte und bereit sei, für die Idee alles zu opfern.<sup>47</sup> Erbittert schliesst Heine diese Betrachtung mit den Worten: "... es ist noch die grosse Frage, ob der Schwärmer, der selbst sein Leben für die Idee hingibt nicht in einem Momente mehr und glücklicher lebt als

Herr von Göthe während seines ganzen 76 jährigen egoistisch behaglichen Lebens." (An Moser; 1. Juli 1825)

Missgunst scheint auch eine Rolle zu spielen, wenn Heine sich darüber empört, dass Goethe es sich leisten konnte, Dinge zu sagen, für die man einem andern Dichter Unsittlichkeit vorgeworfen hätte. So beginnt er einen Brief mit einem "obszönen" Faustzitat,<sup>48</sup> dem er dann unmittelbar eine Reihe scharfer Fragen folgen lässt:

Darf man solche Obszönitäten drucken lassen? Meint Göthe etwa, wir verständen ihn nicht? oder hat derjenige, der das Schmutzige am reinsten ... aussprechen kann, mehr Recht zu solchen Aussprechungen als wir Plumperen, die wir vom Kothe nicht reden<sup>49</sup> können, ohne dass auch Koth an den Worten klebe? -- Ausser jener Stelle gibt es im 3ten und 4ten Theil der neuen Ausg. noch manche andere, die ich verstehe. - Im Grunde ist es Gutmüthigk [eit] vom alten Herrn, dass er in seinen Büchern uns auch immer einige Zeilen gibt, die wir verstehen können.  
(An R. Christiani; Poststempel vom 19. Sept. 1827)

In dieser Stimmung von Scheelsucht und Unwillen erklärt sich Heine auch gegen das eben erschienene Helenafragment als Kunstwerk: "Was ... die ganze klassisch-romantische-Helena soll, verstehe ich nicht. Es ist vielleicht ein grossherzogl. Weimarsches Staatsgeheimnis - also von keiner grossen politischen Wichtigkeit.... Der Anfang ist schön, man glaubt, den alten Tragödien Pothos zu hören - aber er geht allmählig über in einen Schikanederschen Operntext.-" Der Gedanke, durch Goethes ablehnende Haltung verletzt worden zu sein, veranlasste Heine sogar noch jetzt, im Herbst 1827, sich mit den Romantikern zu identifizieren: "Ja! ja! Hätte er uns nicht verraten und verkauft, und die Schule stände noch in wogender Blüthe - 20,000 Schleglianer ... würden geharnischt auftreten und ... beweisen, dass Göthes klassisch

romantische Helena ein Meisterstück sey! Jetzt aber wird es über letzteres sehr seufzend still hergehn und im Nothfall versichert man, es sey nicht ganz schlecht."

Man darf wohl vermuten, dass Heine sich bereits getroffen gefühlt hat, als "der grosse Goethe" die frühen Gedichte (1821) und dann die Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo (1823) völlig unbeachtet liess. Eine weitere Kränkung brachte am 2. Oktober 1824 das Gespräch mit Goethe, in dessen Verlauf Heine zu der Erkenntnis kam, dass Goethe und er zwei Naturen waren, die sich in ihrer Heterogenität abstossen mussten (An Moser; 1. Juli 1825). Aber dennoch scheint Heine bis zum Herbst 1827 auf eine Annäherung an Goethe gehofft zu haben.<sup>50</sup> Erst die Nachricht, dass Goethe sich missfällig über ihn äussere, nahm ihm die Hoffnung je von Goethe gelobt zu werden. Voller Verbitterung versuchte er nun seinen Freund Moser zu überzeugen, dass ihm an einer Verbindung mit Goethe nichts liege: "Sein Tadel ist ehrend, seitdem er alles Schwächliche lobt. Er fürchtet die anwachsenden Titanen...." (30. Okt. 1827)

Im folgenden Jahre lässt Heine sich dann dazu verleiten, Menzels Deutsche Literatur zu besprechen und darin die Ursache der goethefeindlichen Stimmung unter der geistigen Elite zu erörtern. Bei dieser Gelegenheit rügt er vor allem, dass Goethe einen "Papieradel von Hochgelobten" züchte, "gnädige Handschreiben und Medaillen an die Lieben Getreuen" versende:

Vielleicht weil Goethe, der nichts als primus inter pares sein sollte, in der Republik der Geister zur Tyrannis gelangt ist, beachten ihn viele grosse Geister mit geheimem Groll. Sie sehen in ihm sogar einen Ludwig XI., der den geistigen hohen Adel unterdrückt, indem er den

geistigen Tiers état, die liebe Mittelmässigkeit emporhebt. (W VII, 255; vgl. W III, 248)

Hier, wie später in der Romantischen Schule, trennt Heine bei der Beurteilung Goethes den Dichter vom Menschen und betont, dass er sich nicht gegen die Werke Goethes richte, gegen "jene teuren Schöpfungen, die vielleicht noch leben werden, wenn längst die deutsche Sprache schon gestorben ist" (W VII, 256), sondern gegen das "Goethentum" schlechthin. Zu dieser starken Einschränkung von Menzels völlig ablehnendem Urteil hat Heine sich wohl wiederum aus Rücksicht auf Varnhagen bereitgefunden. Wieviel Varnhagen an einer Schonung Goethes gelegen war, wusste Heine genau und konnte nicht leugnen, dass aus seiner Besprechung des Menzelschen Buches seine persönliche Abneigung gegen Goethe trotz allem klar ersichtlich war. Daher schreibt er am 6. Juli 1828 an Varnhagen: "... in einer Recension der Menzelschen "Literatur" habe ich so freymüthig über Goethe gesprochen, als wenn ich keinen einzigen Goethianer unter meinen Freunden zählte." Und er fügt sofort hinzu: "Ganz freymüthig? Nein! In acht Tagen bekommt Ihr diesen Aufsatz - lasst Gnade vor Recht ergehen - setzt mich nicht ab." (6. Juli 1828)

Eine neue Einstellung zu Goethes literarischem Schaffen lässt sich in der Romantischen Schule erkennen. Hatte Heine in der Besprechung von Menzels Buch den Dichtungen Goethes noch hohes Lob gezollt, so schränkt er dies nun zum Teil beträchtlich ein. Die Goetheschen Werke, sagt Heine jetzt, "zieren unser teures Vaterland, wie schöne Statuen einen Garten zieren, aber es sind Statuen. Man kann sich darin verlieben, aber sie sind unfruchtbar: die Goetheschen

Dichtungen bringen nicht die That hervor wie die Schillerschen. Die That ist das Kind des Wortes, und die Goetheschen schönen Worte sind kinderlos." (W V, 254) Die Bildhaftigkeit Heinescher Sprache ist hier so bestechend, dass der Leser sich leicht verleiten liesse über der Anschaulichkeit des Vergleichs dessen Unhaltbarkeit und Unbeweisbarkeit zu übersehen. Übrigens verwickelt sich Heine mit dieser Darlegung in einen bedenklichen Widerspruch, wenn er wenige Seiten später behauptet: "Nichts ist thörichter als die Gering-schätzung Goethes zu Gunsten des Schiller.... Oder wusste man wirklich nicht, dass jene hochgerühmten Altarbilder der Tugend und Sittlichkeit, die Schiller aufgestellt, weit leichter zu verfertigen waren als jene sündhaften, kleinweltlichen, befleckten Wesen, die uns Goethe in seinen Werken erblicken lässt?" (W V, 257)

Die erstaunliche Metamorphose der "schönen Statuen" in sündhafte, befleckte Wesen lässt sich wohl daraus erklären, dass Heine versuchte, mit seiner Goethekritik in der Roman-tischen Schule zwei sich zum Teil widersprechende Zwecke zu verfolgen. Erstens lag ihm daran, die "Goethesche Kunstperiode", deren Ende er bereits 1828 vorausgesagt hatte (W VII, 255), in ihrem Werte so einzuschätzen, dass die junge Dichtung eine grössere und zweckvollere Daseinsberechtigung erhielt als Heine es dem noch vorherrschenden "Goethentum" zubilligte. Andererseits musste er sich gegen etwaige Angriffe der Goetheaner so weit sichern, dass man ihm weder kritisches Unvermögen noch eine Verkennung Goethescher Grösse nachsagen konnte. So zögerte er denn auch

nicht, Goethe mit Homer und Shakespeare auf eine Stufe zu stellen (W V, 258).

In welcher Weise Heine sich bemühte, sein persönliches Verhältnis zu Goethe nach dessen Tode zu retuschieren, wird deutlich, wenn man die brieflichen Äusserungen über den Besuch bei Goethe mit der Schilderung in der Romantischen Schule vergleicht. An Rudolf Christiani schreibt er am 26. Mai 1825: "Über Göthes Aussehen erschrak ich bis in tiefster Seele, das Gesicht gelb und mumienhaft, der zahnlose Mund in ängstlicher Bewegung, die ganze Gestalt ein Bild menschlicher Hinfälligkeit." Übereinstimmend mit diesem Bericht heisst es an Moser: "Dass ich Dir von Göthe nichts geschrieben, und wie ich ihn in Weimar getroffen ... daran hast du Nichts verloren. Er ist nur noch das Gebäude, worin einst Herrliches geblüht, und nur das war's was mich an ihm interessierte." (1. Juli 1825) Der Goethe in der Romantischen Schule dagegen zeigt unverkennbar "romantische" Färbung:

Seine äussere Erscheinung war ebenso bedeutsam wie sein Wort, das in seinen Schriften lebte; auch seine Gestalt war harmonisch klar, freudig, edel, gemessen, und man konnte griechische Kunst an ihm studieren wie an einer Antike. Dieser würdevolle Leib war nie gekrümmt von christlicher Wurmdeut, die Züge dieses Antlitzes waren nicht verzerrt von christlicher Zerknirschung.(...)  
Um seinen Mund will man einen kalten Zug von Egoismus bemerkt haben; aber auch dieser Zug ist den ewigen Göttern eigen, und gar dem Vater der Götter, dem grossen Jupiter, mit welchem ich Goethe schon oben verglichen. Wahrlich, als ich ihn in Weimar besuchte und ihm gegenüberstand, blickte ich unwillkürlich zur Seite, ob ich nicht auch neben ihm den Adler sähe mit den Blitzen im Schnabel.(...) Und Goethe lächelte. Er lächelte mit denselben Lippen, womit er einst die schöne Leda, die Europa, die Danae, die Semele ... geküsst hatte - -

Les dieux s'en vont. Goethe ist tot. Er starb den 22. März des verflissenen Jahres.... (W V, 265)

Nach dem Erscheinen der Romantischen Schule verschwand bei Heine aller Groll gegen Goethe. Nur da, wo ein zu vorteilhaftes Urteil allzu stark zu Heines Nachteil ausfallen musste, wie bei dem Vergleich des Tanzpoems Der Doktor Faust (1847), unterstrich er sehr bewusst die literarischen Vorzüge seines eigenen Werkes bei gleichzeitiger Herabsetzung von Goethes dichterischer Leistung. "Die Grenzen meiner Darstellungsmittel konnte ich leider nicht überschreiten," schreibt er in den Erläuterungen zu seinem Faust, "aber ... ich habe wenigstens einem Verdienst nachgestrebt, dessen sich Goethe keineswegs rühmen darf: in seinem Faustgedichte vermischen wir durchgängig das treue Festhalten an der wirklichen Sage, die Ehrfurcht vor ihrem wahrhaftigen Geiste, die Pietät für ihre innere Seele, eine Pietät, die der Skeptiker des achtzehnten Jahrhunderts (und ein solcher blieb Goethe bis an sein seliges Ende) weder empfinden noch begreifen konnte.<sup>51</sup> Er hat sich in dieser Beziehung einer Willkür schuldig gemacht, die auch ästhetisch verdammenwert war...." (W VI, 496) Goethes Abweichen von der Sage hat nach Heines Meinung dazu geführt, dass dessen Faust nie vollendet worden ist, "wenn man nicht etwa jenen lendenlahmen zweiten Teil ... welcher vierzig Jahre später erschien, als Vollendung des ganzen Poems betrachten will." (Loc. cit.)

Wie Heine sich in Bezug auf die künstlerische Gestaltung seines Faust zu rechtfertigen sucht, so auch hinsichtlich der rein physischen Bedingungen des Schaffens: "Und dennoch hab' ich es gewagt, einen Doktor Faustus zu dichten ...

rivalisierend mit dem grossen Wolfgang Goethe, der mir sogar die Jugendfrische des Stoffes vorweggenommen und zur Bearbeitung desselben sein langes blühendes Götterleben anwenden konnte, - während mir, dem bekümmerten Kranken ... nur ein Termin von vier Wochen ward...." (W VI, 495-496)

Es ist völlig eindeutig, dass Heine hier bemüht ist, kritischen Angriffen vorzubeugen und Verständnis und Wohlwollen bei seinen Anhängern zu erregen. Auf keinen Fall handelt es sich um ein Wiederaufleben seiner Abneigung gegen Goethe. Nach Goethes Tode behielt Heine seine versöhnliche Haltung nahezu unverändert bei. Er distanzierte sich sogar nochmals, im Jahre 1836, im dritten Teil des "Salons" (W IV, 315) von seinem früheren Goetheurteil in "Die deutsche Literatur von Wolfgang Menzel" und verschwieg in seinem Börne-Buch (1840) die Tatsache, dass es die Abneigung gegen Goethe gewesen war, die ihn in den Jahren 1827-1828 mit Börne und Menzel in nähere Beziehung gebracht hatte (W VII, 23, vgl. B IV, 173). Darüber hinaus pries er Goethe in der "Vorrede zum Don Quichote" (1837) als den grössten Liederdichter der Welt.<sup>52</sup> Dennoch hat Heine Goethes wahre Grösse wohl kaum erfasst. Zwar mochte er sie gefühlsmässig ahnen, doch hat er sich nicht nachweislich bemüht, sie zu begreifen. Goethes überragende Stellung in der Literatur beschäftigte ihn weit mehr als dessen dichterische Tiefe, so dass auch Heines kritisches Urteil weniger die Meinung eines Kunstrichters darstellt als vielmehr die mit kluger Umsicht zusammengestellten Äusserungen eines Literaturdiplomaten.

## Fünftes Kapitel

### Immermann

Wie die Analyse von Heines Beziehungen zu Rousseau gezeigt hat, hing die gegenseitige Einschätzung der beiden Dichter stark von wechselseitigem Lob ab. Dies trifft zweifellos auch für den Anfang von Heines Verbindung mit Immermann zu. Am Beginn ihrer Freundschaft steht eine sehr schmeichelhafte Besprechung von Heines ersten Gedichten, die Immermann für den Rheinisch-Westfälischen Anzeiger geschrieben hatte.<sup>53</sup> "Tief ergriffen" von den "bedeutungsvollen Worten" trat Heine an Immermann mit einem Dankschreiben heran, versicherte ihm seiner "höchsten Achtung und innigsten Liebe" und erklärte ihn "nächst Oehlenschläger für den besten jetzt lebenden Dramatiker" (24. Dez. 1822). Immermanns Rezension scheint auf Heine auch deshalb so wohltuend gewirkt zu haben, weil ihr von anderer Seite ein Angriff auf Heine vorausgegangen war. Darüber gibt der Brief an Ernst Christian Keller vom 15. Juni 1822 Aufschluss: "Ich hatte an Schulz<sup>54</sup> geschrieben, dass meine Gedichte wegen der anzeigerischen Correspondenz gemisshandelt worden, und habe dadurch erlangt (o vanitas), dass ich im Anzeiger gepriesen wurde. Die Recension von Immermann hat mich fast zu Tränen geführt."

Aus dem, was Heine künftig über Immermann sagt, liesse sich an Hand von Zitaten aus Heines Werken zeigen, dass Heine die Fähigkeiten Immermanns weit überschätzt hat. Zu diesem nur scheinbar richtigen Urteil kann man deshalb sehr leicht

gelangen, weil Heine niemals öffentlich Kritik an Immermann geübt hat, und weil sich alle Kritik auf Briefe beschränkt und hier oft neben dem starken Lob unbedeutend erscheint. Trennt man jedoch Lob und Tadel von einander, so zeigt sich, dass fast alle Briefe an Immermann einige durchaus negative Bemerkungen über dessen Werke enthalten. Bereits im ersten Brief nimmt Heine gegen Immermanns Lyrik Stellung: "Ihre Gedichte haben mich nicht befriedigt.... Es ist vielen so gegangen, und ich sage es Ihnen offenherzig, weil ich Sie für einen Mann halte, dem man seine Meinung ohne Umschweife sagen kann." (24. Dez. 1822) Das überschwängliche Lob, das Heine in diesem Brief dem Dramatiker Immermann zollt, darf man wohl einerseits als Dankbarkeit für die Rezension des Gedichtbandes auslegen, andererseits aber mag es sich um echte Bewunderung des Erfolges gehandelt haben; denn Immermanns Werke hatten damals bereits in Berliner literarischen Kreisen Beachtung gefunden. Ferner verschaffte sich Immermann durch sein Eintreten für Goethe "Über 'Die falschen Wanderjahre Wilhelm Meisters' und ihre Beilagen" (1823) bei der öffentlichen Kritik allgemeine Anerkennung.<sup>55</sup> Daher mag Heine versucht haben, sich in Immermann einen Vorkämpfer und Verfechter für seine künftigen Schriften zu sichern, doch besteht kein Grund, seine Huldigungen als bewusste Heuchelei aufzufassen. Auch das Gefühl geistiger Verwandtschaft mit Immermann, das er bei der Lektüre von dessen Drama Das Tal von Ronceval empfunden hatte (Brief vom 10. Apr. 1823), war möglicherweise Selbsttäuschung aber keineswegs Falschheit.

Wie hoch Heine Immermann in den ersten Jahren der

Freundschaft schätzte, zeigt beispielsweise der Brief an Steinmann, in dem er keine Veranlassung gehabt hätte, Immermann über sich selbst zu stellen: "Kennst Du Carl Immermann?" fragt er den ehemaligen Studiengenossen. "Vor dem müssen wir beide den Hut abziehen.... Das ist eine kräftige Dichtergestalt, deren es wenige gibt." (10. Apr. 1823)

Bald danach scheint Heine jedoch dieses günstige Urteil geändert zu haben; denn über Immermanns König Periander (1823), der in der Öffentlichkeit eine durchaus geteilte Aufnahme fand,<sup>56</sup> schrieb Heine im Brief an Moser vom 30. September 1823:

Es ist dieses Buch eine höchst merkwürdige Erscheinung. Ich kann es nicht beurteilen; dass entzückend schöne Einzelheiten darin enthalten, sehe ich wohl; ob aber das Ganze eine geistreiche Zusammenschmelzung des Antiken mit dem Modernen oder bloss eine verunglückte Zusammenknetung des Sophokles und des Shakespeares ist, - das weiss ich nicht. Es sind rein antike und rein moderne Formen nebeneinandergestellt, wahrhaft antiker Geist bricht manchmal hervor - aber ich will erst mal hören, was Andere sagen.

Von blinder Bewunderung Immermannscher Kunst ist in diesem Urteil wohl nichts zu spüren. Allerdings darf man Heines erwachenden kritischen Geist nicht als alleinige Ursache der obigen Äusserung annehmen; man muss hier das vorübergehend getrübtte Verhältnis der beiden Dichter berücksichtigen. Am 10. April 1823 hatte Heine die ersten Freixemplare seiner Tragödien aus Dümmlers Druckerei erhalten (B I, 68), und noch am gleichen Tage seinen Freund Immermann gebeten, den Ratcliff und den Almansor im Westfälischen Anzeiger zu rezensieren. Dieser Bitte ist Immermann jedoch nie nachgekommen (B IV, 49), obgleich er anfangs den guten Willen

dazu gehabt haben muss; denn in Heines Brief vom 10. Juni 1823 heisst es: "Mit Vergnügen ersah ich aus Ihrem Briefe, dass Sie eine Beurteilung meiner Tragödien schreiben werden, und ich muss wiederholen, dass Sie mich nichts weniger als verletzen werden, wenn Sie auch das Allerbitterste in derselben aussprechen." Offenbar hatte Immermann zu wenig Positives über Heines dramatische Kunst zu sagen, und der Misserfolg des Almansor auf dem Braunschweiger Theater (W II, 24) mag Immermann in seiner Ansicht über den Wert der Tragödien nur bestätigt haben. Das Ausbleiben einer Rezension von Immermann dürfte Heine in nicht geringem Masse enttäuscht haben. Jedenfalls scheint die Beurteilung des Periander im Brief an Moser von einer solchen Enttäuschung beeinflusst. Bemerkenswert ist, dass bald darauf der Briefwechsel zwischen Heine und Immermann zehn Monate zum Stillstand kam und Heine den Periander in keinem Brief an Immermann erwähnt.

Ogleich Heine im April 1824 während seines Besuches in Magdeburg wieder "herrlich" mit Immermann übereinstimmte (An Christiani; 24. Mai 1824), nahm er dessen Auge der Liebe (1824) keineswegs kritiklos hin. An Moser heisst es darüber: "Wenn man es mit seinem Titel liest, so gefällt es, sonst nicht." (25. Okt. 1824) An Immermann selbst schreibt er:

Ich las es mit dem Auge der Liebe, Zeit und Stimmung waren günstig zum vollen Geniessen des Gedichts. Wirklich, ich habe dasselbe mehr genossen, als kritisch betrachtet. Dennoch, um es nicht vorurteilsvoll und blindlings zu verehren, habe ich es die strengstmögliche Probe bestehen lassen - nemlich gleich hernach las ich Shakespeares "Sommernachtstraum".<sup>57</sup> Und ich kann es bestimmt aussprechen: Ihr Gedicht hat nichts

dadurch gelitten, d. h. sein Eindruck wurde nicht dadurch geschwächt. (24. Feb. 1825)

Es ist eindeutig klar, dass dieses Stück Heine wenig befriedigte. Dafür spricht die Bemerkung im Brief an Moser so gut wie die unklare Ausdrucksweise, mit der Heine das Ergebnis seiner "strengstmöglichen Probe" beschreibt.<sup>58</sup>

In demselben Brief äussert sich Heine auch über Immermanns Novelle Der neue Pygmalion: "Ich möchte ungefähr dasselbe darüber aussprechen, was der tolle Engländer dem Göthe über den Werther gesagt hat, nemlich: 'Das Buch gefällt mir nicht, aber ich begreife nicht, wie es möglich war, es zu schreiben.' Wirklich, diese Erzählung gefällt mir nicht, ich bin sogar ein Feind dieser Gattung, aber ich staune über Ihre meisterhafte Darstellung und noch mehr über Ihre vollendete Prosa." - Auch über dieses Werk zeigt Heine also nur eine eingeschränkte Bewunderung. Wenn er sich als "Feind dieser Gattung" bezeichnet, so ist damit nicht gesagt, dass er die Novelle als Kunstform ablehnte; denn noch im Herbst 1824 hatte er vor, aus seinem Rabbi von Bacharach "ein unsterbliches Buch ... eine ewige Lampe im Dome Gottes" zu machen (B I, 183), und am 10. August 1830 machte er Immermann sogar den Vorschlag einer gemeinsamen Herausgabe von Novellen. Die Wendung "Feind dieser Gattung" dürfte sich daher nur auf die Novelle als Träger reaktionärer Ideen beziehen. Immermanns Neuer Pygmalion spielt nämlich während der Französischen Revolution, und die Einstellung des Verfassers zu den Ereignissen zeigt die gleiche starre, aristokratische Auffassung der Verhältnisse wie Goethe in seinen Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten und in seinen

Revolutionsdramen.<sup>59</sup> Es ist daher verständlich, dass der liberale Heine den Ideen in diesem Werk feindlich gegenüberstand. Dass er die Schönheit der Sprache hervorhebt, die "bis in Einzelheiten Goethisch gefärbt" war,<sup>60</sup> ist zum Teil sicher darauf zurückzuführen, dass Heine auch dieses Werk Immermanns "mit dem Auge der Liebe" gelesen; denn dass er zu dieser Zeit kein ausgesprochener Bewunderer "ächter grossherzogl. Weimarscher Hofprosa" war, zeigt der Brief an Christiani vom 26. Januar 1824.

Alles deutet darauf hin, dass Heine Immermann noch nicht für bedeutend genug hielt, um ihn öffentlich als Freund und Dichter zu preisen; denn in der Harzreise (1826) spricht er überhaupt nicht von ihm, obgleich er behauptet, der Gedanke an Immermann habe sich ihm während der Wanderung geradezu aufgedrängt: "... und wenn ich da so eine von den Höhen erklommen, wo man den Magdeburger Thurm erkennen kann - dann blieb ich manchmal lange stehen und dachte an Immermann, und es war mir als sähe ich Immermanns Genius hoch sich erhebend, viel höher als der Thurm." (An Immermann; 24. Feb. 1825)

Erst für Immermanns nächstes Stück, für Cardenio und Celinde (1826) zeigte Heine wahre Begeisterung; denn fünf Monate bevor er Immermann selbst seine Bewunderung ausdrückt, schreibt er an Varnhagen: "Mit unendlichem Vergnügen ... sah ich im 'Gesellschafter' ... wie Sie Immermanns 'Cardenio' gewürdigt haben, und ich unterschreibe gern Ihr Urteil, dass Immermann alle gleichartigen Mitstrebenden weit überragt. Dieses Stück ist jetzt meine Lieblingslektüre. Es ist mir, als hätte ich es selbst geschrieben." (14. Mai 1826) - Als

Heine später an Immermann selbst schreibt, kleidet er den gleichen Gedanken in pathetischere Form: "Es ist das beste Buch, das ich schreiben wollte. (...) Dieser Cardenio hat alle phantastischen Krankheiten Heines und doch zugleich alle unverwüstliche Gesundheit Immermanns. In diesem Buch haben sich unsere Seelen ein Rendezvous gegeben." (14. Okt. 1826) Von diesem Drama sagt Maync, dass es in erstaunlichem Gegensatz zu den früheren allzu rasch abgestossenen Dramen stehe und ein "durchgearbeitetes Werk" sei; dass "ein tiefer Seelengehalt ... und eine vertiefte Kunsteinsicht" es zu Immermanns bestem Jugenddrama mache (S. 155). Sicher empfand auch Heine den künstlerischen Fortschritt, den Immermann mit dieser Tragödie getan hatte.

Von nun an begann Heine, Immermann als Dichter und persönlichen Freund zu preisen. Obgleich seine Achtung vor Immermanns Werken bald wieder sank, hat er dies nie öffentlich eingestanden. Im zweiten Teil der Reisebilder (1827) nannte er Immermann "einen der grössten Dichter des Vaterlandes" (W III, 119), und das Loblied, das er im Cottaschen Morgenblatt vom 3. Dezember 1828 auf ihn anstimmte und dann in den dritten Band der Reisebilder hinübernahm, stellt zweifellos den Höhepunkt der Huldigungen dar:

Es gibt einen Adler im deutschen Vaterlande, dessen Sonnenlied so gewaltig erklingt, dass es auch hier unten [in Tirol] gehört wird und sogar die Nachtigallen aufhorchen.... Das bist du, Karl Immermann, und deiner dachte ich gar oft in dem Lande, wovon du so schön gesungen. Wie konnte ich durch Tirol reisen, ohne an das "Trauerspiel" zu denken? (W III, 227)

Wie Maync erwähnt, soll Immermann durch diese Stelle bis zu Tränen gerührt worden sein (S. 182). Um so ernüchternder

muss daher Heines Brief vom 17. November 1829 auf ihn gewirkt haben, in dem Heine über die Hamburger Aufführung des Trauerspiels in Tirol berichtet. Trotz zahlreicher Komplimente gesteht Heine ohne Umschweife, dass er den Hofer am wenigsten von allen Stücken Immermanns liebe. "Gestern Abend freylich gefiel er mir besser als bei der Lektüre; als ich ihn las, kam es mir vor, als sei er in gedrückt krankhafter Stimmung geschrieben." - Immermann, der bei mangelnder Selbstkritik für hohes Lob nur allzu empfänglich war,<sup>61</sup> muss hier erkannt haben, dass Heine ihn wohl doch nicht für so bedeutend hielt, wie er ihn öffentlich hinstellte und mag sich innerlich bereits hier von Heine zurückgezogen haben. Heine schien der Widerspruch zwischen den zwei nicht ganz übereinstimmenden Urteilen nicht weiter belastet zu haben. Drei Jahre später, in Paris, trug er sich mit dem Gedanken, auch dort Immermann zu glorifizieren. Im Brief vom 19. Dezember 1832 heisst es: "Ich bin hier sehr tätig und hoffe, auch Sie den Franzosen bekannt zu machen und auf Ihre Lorbeeren von hier aus ein Licht zu streuen, worüber Ihren Freunden die Augen übergehen sollen." Zu einer Ausführung dieses Vorhabens ist es nie gekommen. In der Romantischen Schule wird Immermann zwar noch als "unser grösster dramatischer Dichter" erwähnt, doch geschieht dies nur nebenher bei der Aufzählung der "Apologisten" Goethes.<sup>62</sup>

Mit dem Jahre 1832 hörte der Gedankenaustausch zwischen Heine und Immermann auf. Zwar sind zwei Briefe Immermanns aus den Jahren 1834 und 1839 erhalten, doch scheint Heine auf keinen geantwortet zu haben. Der erste enthält lediglich

die Bitte, dass Heine für Immermann Geld von einer inzwischen bankrotten Redaktion einziehen möchte (B V, 62-64), der zweite ist ein Empfehlungsschreiben für einen Bekannten Immermanns, der Heine kennenlernen wollte (B V, 308). Diese beiden Briefe dienen Hirth als Beweis, dass es nie zu einer Entfremdung zwischen den beiden Dichtern gekommen ist. "Es ist völlig unzutreffend," schreibt Hirth, "was Edmund Goetze im 8. Bande von Goedeckes Grundriss, S. 600 behauptet, dass sich Immermann 'bei besserer Einsicht von der Koteriefreundschaft mit Heine später loszumachen suchte' ... " (B V, 307) Auch bezweifelt Hirth nicht, "dass Heine oft und herzlich an Immermann dachte" (Loc. cit.), gibt aber keinerlei Beweise. Allein die Tatsache, dass seit dem Jahre 1832 der Briefwechsel zwischen Heine und Immermann ruhte, lässt Hirths Mutmassung durchaus zweifelhaft erscheinen. Ausserdem verwirklichte weder Immermann seinen Plan, Heines Almansor auf die Bühne zu bringen,<sup>63</sup> noch bemühte sich Heine, weiteres Licht auf Immermanns Lorbeeren zu werfen.

"Wahrhaft ergreifend" nennt Hirth (B V, 307) Heines Trauer über den am 25. August 1840 erfolgten Tod Immermanns. Die betreffende Stelle in Heines Brief an Laube vom 9. September 1840 lautet:

Gestern erfuhr ich durch das Journal des Débats ganz zufällig den Tod von Immermann. Ich habe die ganze Nacht durchgeweint. Welch ein Unglück. Sie wissen, welche Bedeutung Immermann für mich hatte, dieser alte Waffenbruder, mit welchem ich zur gleichen Zeit in der Literatur aufgetreten, gleichsam Arm in Arm! Welch einen grossen Dichter haben wir Deutschen verloren ohne ihn jemals recht gekannt zu haben! (...) Ich liege ganz darnieder von Kummer. Vor etwa zwölf Tagen stand ich des Abends auf einem einsamen Felsen am Meer und sah den

schönsten Sonnenuntergang und dachte an Immermann!  
Sonderbar!

Sonderbar--muss allerdings dieser "ergreifende" Traueranfall jedem erscheinen, der bedenkt, dass Heine seit acht Jahren nicht an Immermann geschrieben, dass er Campes Aufforderung vom 14. Oktober 1838, sich Immermann wieder zu nähern, ignoriert hat, aber nun plötzlich von so tiefem Schmerz ergriffen wird, dass er eine ganze Nacht durchweint. Sonderbar ist ferner, dass Heine, der fünf Tage später an Campe schrieb (14. Sept. 1840), den Tod Immermanns überhaupt nicht erwähnt. Dabei verlegte Campe seit Mitte der zwanziger Jahre auch Immermanns Werke, und Grösse und Buchsendungen der beiden Dichter für einander hatten nicht selten den Weg über den gemeinsamen Verleger genommen. Wäre Heine tatsächlich so tief durch Immermanns Tod erschüttert worden, so müsste sich im Brief an Campe ein Niederschlag finden. Die Tatsache, dass Heines Schmerz sich ganz auf den Brief an Laube beschränkt, deutet wohl darauf hin, dass Heine mit der zukünftigen Veröffentlichung des Laubeschen Briefwechsels rechnete.

Vergleicht man Heines sich ändernde Einschätzung seiner eigenen Persönlichkeit mit seiner Beurteilung Immermanns, so ergibt sich (abgesehen von vorübergehenden Schwankungen) eine beständige Verschiebung der Werte in entgegengesetzter Richtung: Mit Heines wachsendem Selbstbewusstsein sank seine Achtung für Immermann. Am Anfang der Freundschaft dürfte er in Immermann einen sich selbst überlegenen Dichter verehrt haben: "Von mir werden Sie immer das Bekenntnis hören," schrieb er am 24. Dezember 1822, "wie unwürdig ich bin,

neben Ihnen genannt zu werden." Als er im April 1824 Immermann in Magdeburg besuchte, war seine Meinung von sich selbst bereits erheblich gestiegen. Sein Brief an Moser vom 4. April 1824 schliesst: "Von Magdeburg wüsste ich Dir nichts zu sagen, als dass es einen prächtigen Dom und in diesem Augenblick zwei sehr bedeutende deutsche Dichter mit seinen Mauern umschliesst. Der eine ist Dein Freund H. Heine."<sup>64</sup> Der Erfolg der Harzreise und der übrigen Reisebilder hat dann in den folgenden Jahren Heines Selbstbewusstsein so weit gestärkt, dass er seine dichterischen Fähigkeiten bald über die Immermanns stellte. Aus dem Jahre 1830 berichtet Ludolf Wienbarg:

Eines Tages, als ich mit Heine spazierenging und die Rede auf Immermann kam, fragte ich: "Halten Sie Immermann wirklich für einen grossen Dichter?" Zur Antwort entwarf er mir in einigen Zügen des Genannten grosse Natur und Eigenschaften. Nach kurzem Schweigen fügte er stillestehend hinzu: "Und dann, was sollen Sie, es ist so schauerlich, ganz allein zu sein." - Damals schienen mir diese Heineschen Worte von übertriebener Selbstschätzung zu zeugen. Blicke ich aber zurück auf diese öde Zeit, in welcher Heines Stern zuerst aufging, so kann ich sein Gefühl nur gerechtfertigt finden. (Houben, Gespräche, S. 178)

Harry Maync weist darauf hin, dass es zu einer Gegnerschaft zwischen Heine und Immermann viele Anlässe hätte geben können. Dass Heine "sich so stürmisch an Immermann herandrängte", bringt Maync damit in Zusammenhang, dass "alle anderen namhaften deutschen Dichter, die er umworben hatte, Goethe und Tieck an der Spitze, nichts von ihm wissen wollten."<sup>65</sup>

Sechstes Kapitel

Friedrich de la Motte Fouqué

Im Winter 1822/23 wurde Heine in Berlin mit Fouqué persönlich bekannt (B I, 69). Seine Stellung zu diesem damals sehr bekannten Schriftsteller scheint von vornherein zwiespältig gewesen zu sein. Im Brief an Immermann vom 10. Juni 1823 heisst es darüber: "Wenn ich ihn auch noch so sehr liebe als Mensch, so sehe ich es dennoch für ein verdienstliches Werk an, dass man mit der Geissel jene trübseligen Ideen bekämpft, die er durch sein schönes Talent ins Volk zu pflanzen sucht. Mir blutet das Herz, wenn ich Fouqué gekränkt finde, und dennoch bin ich froh, wenn andere Leute durch keine solche Weichheit abgehalten werden, das Dunstthum zu persiflieren." Das "Dunstthum" Fouqués bestand vor allem in seiner reaktionären politischen Haltung als preussischer Junker und in seiner "pervers-frommen Richtung",<sup>66</sup> die nach den Freiheitskriegen immer fanatischere Formen annahm. Es ist nur allzu verständlich, dass Heine sich über Fouqués politische und religiöse Borniertheit empörte. Doch unternahm er während der zwanziger Jahre nichts gegen ihn und hielt auch den Angriff in der Romantischen Schule verhältnismässig frei von persönlicher Feindseligkeit. Er nutzte also seinen Umgang mit Fouqué nicht dazu aus, diesen Dichter lächerlich zu machen. Seine Bekanntschaft mit Fouqué liess er überhaupt unerwähnt und gab dem schärfsten Teil seiner Kritik an Fouqué beinahe die Form einer literaturhistorischen Darstellung:

Die retrograde Richtung, das beständige Loblied auf den Geburtsadel ... die ewige Rittertümelei missbehagte am Ende den bürgerlich Gebildeten im deutschen Publikum und man wandte sich ab von dem unzeitgemässen Sänger.... Dieser beständige Singsang von Harnischen, Turnierrossen, Burgfrauen ... Minne und Glaube, und wie der mittelalterliche Trödel heisst, wurde uns endlich lästig; und als ... Fouqué sich immer tiefer in seine Ritterbücher versenkte und ... das Verständnis der Gegenwart einbüsste, da mussten sogar seine besten Freunde sich kopfschüttelnd von ihm abwenden. (W V, 337)

Diese ablehnende Haltung zeigt Heine jedoch nur gegen die Spätwerke Fouqués, die er schlechthin als "ungeniessbar" bezeichnete (W V, 338). Für jene Dichtungen Fouqués, die noch in der Zeit der Spätromantik entstanden waren, fand er dagegen hohes Lob. Über Fouqués Undine (1811) heisst es: "Der Genius der Poesie küsste den schlafenden Frühling, und dieser schlug lächelnd die Augen auf, und alle Rosen dufteten und alle Nachtigallen sangen, und was die Rosen dufteten und die Nachtigallen sangen, das hat unser vortrefflicher Fouqué in Worte gekleidet, und er nannte es 'Undine'." (W V, 337) Offensichtlich spricht aus diesen Worten weniger, was als Unbestechlichkeit eines Kunstrichters ausgelegt werden könnte, als die Erinnerung eines Dichters an seine eigene jugendliche Begeisterung für Fouqué. Diese Begeisterung für den namentlich nach den Freiheitskriegen sehr berühmt gewordenen Schriftsteller findet sich in Heines Brief an Fouqué vom 10. Juni 1823 bestätigt: "Kaum las ich Ihren theuren Namen, so war es auch, als ob in meiner Seele wieder auftauchten alle jene leuchtende Lieblingsgeschichten, die ich ... von Ihnen gelesen, und sie erfüllten mich wieder mit Wehmuth und dazwischen hörte ich wieder die schönen Lieder von gebrochenen

Herzen unwandelbarer Liebestreue und Sehnsuchtsgluth...." Ohne nähere Kenntniss der Umstände mag man diese Zeilen für Ironie halten. Ironie aber sind sie wohl nur zu geringem Theil: Als Heine diese Zeilen schrieb, lebte er nämlich kränkelnd und isoliert bei seinen Eltern in Lüneburg.<sup>67</sup> In Berlin hatte er sich bereits viele Feinde gemacht, ohne es zu wirklichem Ruhm gebracht zu haben. Die Tragödien hatten weder in der Öffentlichkeit noch im Familienkreise Anerkennung gefunden,<sup>68</sup> und von den damals berühmten Dichtern war Fouqué der einzige, der ihm für die Zusendung eines Probeexemplares der Tragödien dankte und seinen Beifall sogar in einem Gedicht kundtat.<sup>69</sup> Obgleich sich Heine der Geschmacklosigkeit dieses Gedichtes wahrscheinlich bewusst war,<sup>70</sup> fühlte er sich doch so weit geschmeichelt, dass seine Achtung vor Fouqué unwillkürlich stieg. So spricht er beispielsweise im Brief an Immermann vom 10. Juni 1823 mit grösserer Achtung von Fouqué als im Brief vom 10. April jenes Jahres. Auch seine theils noch klingenden Phrasen an Fouqué selbst dürften zum Theil aufrichtiger Freude und Dankbarkeit entsprungen sein:<sup>71</sup> "Es musste den armen Kunstjünger sehr freuen, bey dem bewährten und gefeierten Meister Anerkennung gefunden zu haben, entzücken musste es ihn, da dieser Meister eben jener Dichter ist, dessen Genius einst so viel in ihm geweckt, so gewaltig seine Seele bewegt<sup>72</sup> und mit so grosser Ehrfurcht und Liebe ihn erfüllt." (10. Juni 1823)

In welchem Masse Fouqués freundschaftliche Gesinnung gegen den jungen Heine auf dessen Kritik in der Romantischen Schule mildernd gewirkt hat, muss dahingestellt bleiben,

doch ist anzunehmen, dass Heine die "freundliche Neigung" des "grossen edlen Fouqué" (B I, 82) auch in Paris noch nicht vergessen hatte. Der Zwiespalt, den er einst zwischen dem Menschen Fouqué und dem literarischen Verfechter reaktionärer Ideen empfunden hatte (B I, 86), konnte hier zwar nicht klar zum Ausdruck kommen, weil Heine bei der Besprechung Fouqués alles ausschaltete, was sich auf Fouqués Privatleben bezog. Dagegen versuchte er jetzt, den Dichter Fouqué vom Literaten zu scheiden, das heisst, Fouqués natürliche poetische Gaben und seine mangelhaften intellektuellen Fähigkeiten zu trennen. Hieraus erklärt es sich, dass er von dem Dichter Fouqué einerseits sagte: "Sein Lorbeer ist von echter Art ... und die Weihe der Poesie ruht auf seinem Haupte" (W V, 336), und dass er andererseits dem literarischen Gestalter mittelalterlichen Lebens nur "bunte Oberflächlichkeit" zugestand: "Das sind Ritterfeste, Schäferspiele, Zweikämpfe ... alles recht hübsch nebeneinander, abenteuerlich, ohne tieferen Sinn...." Noch schärfer äusserte sich Heine bei der Besprechung des bekannten Fouquéschen Helden Sigurd, und man fragt sich, ob er bei der Erwähnung von Sigurds geistigen Fähigkeiten nicht indirekt auf die Intelligenz des Schöpfers dieser Gestalt anspielte: "... Sigurd ... ist stark wie die Felsen von Norweg und ungestüm wie das Meer.... Er hat so viel Mut wie hundert Löwen und so viel Verstand wie zwei Esel." (W V, 339) - Den Mangel an scharfsinnigem Denken und kluger Überlegung mag Heine bereits in Fouqués Werken gespürt haben, ehe er den Dichter persönlich kennenlernte. Der Umgang mit Fouqué dürfte dann bei Heine keinen Zweifel über die

begrenzten geistigen Fähigkeiten dieses Mannes gelassen haben, zumal man im Kreise um Varnhagen den "Junker Dunst" (B I, 69) offenbar für einfältig hielt.<sup>73</sup>

Man mag sich daher wundern, dass Heine Fouqué zu jenen drei Dichtern rechnete, die es "verdienten ... ihrem Werte nach weit ausführlicher besprochen und gerühmt zu werden." (W V, 333) Nach Heines Auffassung gehörte Fouqué - neben Uhland und Zacharias Werner - zum "romantischen Triumvirat" (W V, 336). Als Grund für diese Ausnahmestellung Fouqués genügte Heine allein die Berühmt- und Beliebtheit dieses Dichters, "dessen Romane das ganze Publikum ansprachen." (W V, 333) Ganz eindeutig zeigt sich hier Heines Bewunderung für Ruhm und Erfolg; unwillkürlich steigerte sich seine Hochachtung vor den Verdiensten eines Schriftstellers, dessen Popularität auf Werken beruhte, die sich über das Niveau Clarens<sup>74</sup> erhoben. Man muss jedoch einräumen, dass Heine im Falle Fouqués seinen scharfen kritischen Blick nicht verlor, sondern ihn treffend als Dichter mit dem vollen Herzen und dem leeren Kopf charakterisierte. Dennoch dürfte die Tatsache, dass Fouqué "von der Herzogin bis zur Wäscherin mit gleicher Lust gelesen wurde" (W V, 334), nicht nur dazu beigetragen haben, dass er Fouqué zum "romantischen Triumvirat" rechnete, sondern auch dass er ihn im Verhältnis zu den weniger populären Dichtern der Romantik zu günstig beurteilte.

## Siebttes Kapitel

### Tieck und Uhland

Als Heine kurz nach 1820 mit seinen ersten Arbeiten an die Öffentlichkeit trat, gehörten Tieck und Uhland zu den angesehensten Vertretern der deutschen Literatur. Es ist daher nicht überraschend, dass der junge Heine diese Dichter mit Probeexemplaren seiner Werke bedachte (B I, 73) und auf eine öffentliche Besprechung seiner Dichtungen oder wenigstens auf eine Ermunterung zu weiterem Schaffen hoffte. Aber weder Tieck noch Uhland waren zu einem Zeichen der Anerkennung zu bewegen. Auch später ist keiner der beiden Dichter mit Heine in persönliche Verbindung getreten. Indirekt aber kamen sie dennoch mit ihm in Konflikt: Tieck fühlte sich durch die Romantische Schule offenbar nicht nur als Dichter verletzt, sondern auch als Mensch. So erklärt es sich wohl, dass die in seinen Briefen erhaltenen Angriffe eine starke persönliche Abneigung gegen Heine zeigen; Immermann gegenüber schalt er Heine einen Zigeuner,<sup>75</sup> und in einem Brief an C. G. von Brinkmann nannte er ihn einen Juden-Messias.<sup>76</sup> Öffentlich hat er sich nicht mit ihm auseinandergesetzt, doch scheint Heine über Tiecks feindselige Haltung unterrichtet gewesen zu sein.<sup>77</sup> - Wie Tieck, so vermied auch Uhland jede öffentliche Polemik mit Heine. Dabei löste die Uhlandkritik in der Romantischen Schule unter den schwäbischen Dichtern eine Entrüstung aus, die wiederum zu einem Streit mit Heine führte und diesen schliesslich zur Abfassung des "Schwabenspiegels" bewog.

Vor dem Erscheinen der Romantischen Schule ist Heine jedoch weder gegen Uhland noch gegen Tieck aufgetreten; es lässt sich sogar zeigen, dass er beide hoch schätzte. Man kann also sagen, dass Heines Verhältnis zu diesen beiden Dichtern bis zum Jahre 1833 sehr ähnlich war, und dass man daher in der Romantischen Schule für Uhland und Tieck eine ähnliche Beurteilung erwarten sollte. Die Ähnlichkeit aber erstreckt sich auf wenig mehr als ein merkwürdiges Nebeneinander von Lob und Tadel.<sup>78</sup>

Von Tieck heisst es im zweiten Buch der Romantischen Schule: "Er war ein Poet, ein Name, den keiner der beiden Schlegeln verdient. Er war der wirkliche Sohn des Phöbus Apollo, und wie sein ewig jugendlicher Vater führte er nicht bloss die Leier, sondern auch den Bogen mit dem Köcher voll klingender Pfeile. Er war trunken von lyrischer Lust und kritischer Grausamkeit wie der delphische Gott." (W V, 282) Anerkennend spricht Heine auch an anderer Stelle: "Sowie Herr Tieck mit den Schlegeln in Berührung kam, erschlossen sich alle Schätze seiner Phantasie, seines Gemütes und seines Witzes. Da leuchteten Diamanten, da quollen die klarsten Perlen, und vor allem blitzte da der Karfunkel, der fabelhafte Edelstein, von dem die romantischen Poeten damals so viel gesungen. Diese reiche Brust war die eigentliche Schatzkammer, wo die Schlegel für ihre litterarischen Feldzüge ihre Kriegskosten schöpften." (W V, 286) - Im dritten Buch dagegen schildert er Tieck als "Astrallampe der Teegesellschaften", und meint, Tiecks Poesie sei um so wirksamer gewesen je schwächer der Tee war, den man "bei der Vorlesung seiner

Novellen ganz seelenruhig ... verschluckte ... und in Berlin, wo man den mattesten Tee trinkt, musste Herr Tieck als einer der kräftigsten Dichter erscheinen.... Kein einziges Lied des Herrn Tieck ist in unserem Ohr geblieben, das grosse Publikum kennt kein einziges Lied dieses grossen Lyrikers." (W V, 334)

Die Frage, warum Tieck zunächst als echter Sohn des Apollo erscheint, sich dann aber in einen Teeliteraten verwandelt, lässt sich wohl nur dadurch erklären, dass Heine versuchte, ähnlich wie bei der Goethekritik in der Romantischen Schule, zwei nicht unbedingt harmonisierende Tendenzen zu vereinigen: Einerseits wollte er die Romantische Bewegung in Deutschland endgültig für überlebt erklären, andererseits aber sollte den Franzosen gezeigt werden, dass die deutsche Literatur in ihrer Romantischen Periode durchaus beachtenswerte Talente besessen habe. Da er vermutlich gegen Tieck als Vertreter einer überholten Kunstperiode nicht genügend sachliche Beweise zur Hand hatte, sah er sich offenbar gezwungen, persönliche Elemente in seine Kritik aufzunehmen. Dass es sich bei der teilweise boshaften Darstellung Tiecks um einen Ausdruck persönlichen Grolls handelte, dass Heine sich an Tieck rächen wollte, weil dieser ihm keine Beachtung geschenkt, ist unwahrscheinlich. Gelegenheit zu Angriffen auf Tieck hätte Heine bereits in den Reisebildern finden können, doch sprach er dort nur mit Achtung von ihm: Im zweiten Teil der Reisebilder (1827) lobte er Tiecks kritische Verdienste um das deutsche Theater (W III, 527) und im Buche Italien (1828) stellte er ihn dem Ariost an die Seite.<sup>79</sup>

Auch Heines Briefe geben den Eindruck, dass er sich bis zum Jahre 1830 ernstlich mit Tiecks Werken befasst (W I, 429) und sie als Dichtungen geschätzt hat.<sup>80</sup> Der Angriff in der Romantischen Schule war also Heines erster öffentlicher Ausfall gegen Tieck und richtete sich auch nicht ausschliesslich gegen den ehemaligen Romantiker, sondern gleichzeitig gegen Tieck als "Darsteller des modernsten Bürgerlebens" (W V, 288), gegen einen Schriftsteller, der in Heines Augen nur noch ein Nachahmer Goethes war und sich in seinen Novellen eine Mischung von Ironie und Humor zum besten gab, welche "die Goethesche Kunstschule ... als eine besondere Herrlichkeit ihres Meisters" pries (W V, 290).

Hätte der späte Tieck eine ähnliche Wandlung erfahren wie beispielsweise Chamisso, so wäre das Gesamtbild Tiecks in der Romantischen Schule zweifellos günstiger ausgefallen. Chamissos Herz, sagt Heine, habe sich "in letzter Zeit so wundersam verjüngt, dass er ... sich als einen der eigentümlichsten und bedeutendsten modernen Dichter geltend machte und weit mehr dem jungen als dem alten Deutschland angehört." (W V, 351) Was Heine von den noch lebenden Romantikern erwartete, war entweder eine Wendung zum "jungen" Deutschland, wie sie sich in Chamisso vollzogen hatte oder — völliges Schweigen.

In Uhland fand Heine einen Dichter, der sich seit dem Verfall der Romantik fast gänzlich aus der Literatur zurückgezogen hatte, und zweifellos hat dies seine Beurteilung in der Romantischen Schule günstig beeinflusst; denn obgleich Uhland nach Heines Urteil weder Individualität noch Originalität

besass (W V, 352), und er ihn wahrscheinlich für einen geringeren Dichter als Tieck hielt, hinterlässt das Bild Uhlands doch den günstigeren Eindruck. Dass Heine das Schweigen Uhlands als musterhaft empfand, geht aus dem 1838 entstandenen "Schwabenspiegel" hervor: "Ebensogut wie Schlegel, Tieck und Fouqué ist auch Uhland längst gestorben und hat vor jenen edlen Leichen nur das grössere Verdienst voraus, dass er seinen Tod wohl begriffen und seit zwanzig Jahren nichts mehr geschrieben hat." (W VII, 336)

Daneben scheinen noch einige andere Beweggründe dazu beigetragen zu haben, dass Uhland eine verhältnismässig schonende Behandlung zuteil wurde. In Uhlands zunehmender politischer Tätigkeit, in seiner Eigenschaft als "kühner Sprecher für Bürgergleichheit und Geistesfreiheit" sah Heine eine Parallele zu seiner eigenen Laufbahn (W V, 347), so dass sich in ihm ein Gefühl von Gemeinschaft und Seelenverwandtschaft regte. Ausserdem verband Heine mit dem Namen Uhland Erinnerungen an eine Zeit als er selbst, von romantischer Schwärmerei erfüllt, "auf den Trümmern des alten Schlosses zu Düsseldorf am Rhein sass" und Uhlandsche Gedichte deklamierte (W V, 344). Die an Uhland gerichteten Zeilen in einem Probeexemplar der Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo (1823) bestätigen Heines frühe Begeisterung für diesen Dichter: "Die Liebe, mit welcher ich Ihre Schriften gelesen und ... in mich aufgenommen, die Ähnlichkeit der Gesinnung sowohl im Leben als in der Kunst ... bestimmen mich dazu, Ihnen ... ein Zeichen meiner Verehrung zukommen zu lassen." (B I, 73) Die Liebe zu Uhland, von der Heine in obiger

Widmung spricht, ist aller Wahrscheinlichkeit nach echt. Ebenso echt erscheint auch der Zwiespalt zu sein, den Heine empfand, sobald er daranging, "die Sippen und Magen der Uhlandschen Muse und die Hintersassen seines Ruhmes" (W V, 344) kritisch zu beleuchten. Die Erinnerung an seine eigene jugendliche Begeisterung für die Romantische Dichtung stimmte ihn mild und liess ihn in Wehmut und Ironie auf seine eigene Vergangenheit zurückblicken. So beginnt er das Kapitel über Uhland mit den Worten:

Ich bin in diesem Augenblick in einer besonderen Verlegenheit. Ich darf die Gedichtsammlung des Herrn Uhland nicht unbesprochen lassen, und dennoch befinde ich mich in einer Stimmung, die keineswegs solcher Besprechung günstig ist.... Vor zwanzig Jahren war ich ein Knabe, ja damals, mit welcher überströmenden Begeisterung hätte ich den vortrefflichen Uhland nicht zu feiern vermocht.... Aber so vieles hat sich seitdem ereignet! Was mir so herrlich dünkte ... jene Ritter ... und sittigen Edelfrauen ... jene blassen Entsagungsgefühle mit Glockengeläute ... wie bitter ward es mir seitdem verleidet! Ja, einst war es anders. (W V, 344)

Durch Heines ganze Besprechung klingt ein Ton, als bitte er Uhland immer wieder um Verzeihung für das, was er gegen ihn vorbringe, und der Schluss des Kapitels lässt den Zwiespalt in Heine noch einmal deutlich hervortreten: "... wir verehren und lieben ihn jetzt vielleicht um so inniger, da wir im Begriffe sind, uns von ihm zu trennen. Ach! nicht aus leichtfertiger Lust, sondern dem Gesetze der Notwendigkeit gehorchend, setzt sich Deutschland in Bewegung...." (W V, 352) Auch mag die Ähnlichkeit von Heines romantischen Liedern mit Uhlands Gedichten<sup>81</sup> zu der Mässigung im Ton beigetragen haben; denn eine völlige Verurteilung Uhlands hätte indirekt auch die Verdammung der volkstümlichsten und schönsten Heineschen Lieder bedeutet.

Man kann also sagen, dass in Heines Kritik an Uhland und Tieck die persönlichen Elemente die Oberhand gewannen: Bei Uhland die sentimentale Erinnerung an Jugenderlebnisse, auf die Heine mit Wehmut und Ironie zurückblickte; bei Tieck der Unwille über den Dichter einer vergangenen Kunstperiode, der weder schweigen wollte noch gesinnt war, für das "junge" Deutschland einzutreten, der stattdessen ein "Nachahmer Goethes" geworden war, ein "nüchterner Spiessbürger, der dem Nützlichkeitsystem" huldigte (W V, 288).

### Schlussbemerkung

Wie die Untersuchung über Heines Kritik an seinen literarischen Zeitgenossen gezeigt hat, waren persönliche Beziehungen und Erlebnisse des Dichters von entscheidendem Einfluss auf sein Urteil. Aus diesem Grunde lässt sich nur bei genauer Kenntnis von Heines Lebensumständen und Absichten sagen, in welchem Grade sein Urteil jeweils mit seiner wirklichen Meinung identifiziert werden darf. Um eine unparteiische Haltung gegen die Werke seiner Zeitgenossen scheint Heine nie gerungen zu haben. Alles deutet darauf hin, dass er seine Literaturkritik ganz in den Dienst seines dichterischen und persönlichen Fortkommens stellte. In diesem Geiste wurde nicht allein die Romantische Schule geschrieben, sondern auch jede der kürzeren kritischen Arbeiten der zwanziger Jahre.<sup>82</sup> Mit erstaunlicher Unbekümmertheit benutzte Heine seine Schriften, um Freunde zu loben und Feinde zu geisseln, ja er bot seinen Verbündeten sogar die Möglichkeit, unter seinem Namen literarische Fehden zu führen: "Haben Sie einen besonderen Wunsch...", schrieb er vor dem Erscheinen des zweiten Teils der Reisebilder an Varnhagen, "wünschen Sie irgendeinen unserer Intimen gezeißelt zu sehen, so sagen Sie es mir, oder, was noch besser ist, schreiben Sie selber in meinem Stil die Lappen, die ich in mein Buch einflechten soll, und Sie können sich auf meine heiligste Discrezion verlassen." (24. Okt. 1826)

Zweifellos waren Heines scharfer Verstand und seine erstaunliche Sprachgewandtheit ausgezeichnete Voraussetzungen

für einen Kunstrichter. Sein dichterischer Ehrgeiz aber und seine Neigung zum Opportunismus hinderten ihn daran, das für einen kompetenten Kritiker erforderliche Mass an Vorurteilslosigkeit zu erlangen. Es muss dahingestellt bleiben, ob Heine bei grösserer Charakterfestigkeit oder unter günstigeren Lebensumständen ein hervorragender und zuverlässiger Kunstrichter geworden wäre.

Anmerkungen zum ersten Kapitel

- 1 Heinrich Heine (München 1922), S. 95.
- 2 Vgl. den einzigen erhaltenen Brief an Smets vom Weihnachtsabend 1821. Alle Briefzitate sind der von Hirth veranstalteten Gesamtausgabe Heinescher Briefe (Mainz 1951) entnommen. Kommentare und ungenau datierte Briefe künftig unter "B" (Briefwechsel), z. B. (B I, 55). Zitate aus genau datierten Briefen werden nur mit dem Datum und dem Namen des Empfängers versehen.
- 3 Siehe Briefe an Christiani vom 7. März 1824 und 24. Mai 1824; an Ludwig Robert vom 4. März 1825 und 15. Mai 1825; an Friederike Robert vom 15. Mai 1825. Siehe ferner Reisebilder, Bd. III, S. 68 und 182. Alle Zitate aus Heines Werken sind der Elster-Ausgabe (Leipzig und Wien 1898) entnommen. Weitere Zitate unter "W" (Werke), z. B. (W III, 68).
- 4 H. H. Houben, Gespräche mit Heine (Frankfurt am Main 1926), S. 21.
- 5 Hierher gehören Rassman, W. v. Blomberg, J. B. Rousseau, W. Smets und E. M. Arndt, der der einzige berühmte Dichter war. Arndts Beitrag, "Die Burg des rechten Wächters", ein ernstes und feierliches Gedicht, bezeichnet Heine als "herzlich und jugendlich frisch" (W VII, 173).
- 6 Houben, Gespräche, S. 186.
- 7 Ibid., S. 214.

Anmerkungen zum zweiten Kapitel

- 8 Houben, Gespräche, S. 22.
- 9 Ibid., S. 68-69.
- 10 Siehe Brief an Karl Simrock vom 26. Mai 1826.
- 11 B I, 35; 36; 72; 73; 74; 77; 285; 333; 343; 346; 410; 414; 417; 421; 422; 429.
- 12 Schon 1826 hatte er Varnhagen gegenüber geäußert:  
"Ich darf jetzt alles sagen, und es kümmert mich wenig, ob ich mir ein Dutzend Feinde mehr oder weniger aufsacke." (24. Okt. 1826)
- 13 Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel (Leipzig 1875), Bd. 6, 365.
- 14 Deinen Ernst kann ich nicht loben,  
Schimpf gelingt dem Spötter nur,  
Deine Begeisterung ist verschroben,  
Deine Tücken sind Natur.  
Wiedergegeben bei Max I. Wolff, Heine, S. 400.
- 15 Houben, Gespräche, S. 309.
- 16 Zitat in B IV, 229.
- 17 Jules Marsau, "Notes sur la Bataille Romantique (1813-1826)" in Revue d'Histoire litteraire de la France (Paris 1906), S. 577-580.
- 18 Frau von Staël starb am 14. Juli 1817. Bei der Beschreibung Schlegels als Bonner Professor im Winter 1819/20 war Schlegel "noch ganz nach der neuesten Pariser Moder gekleidet." (W V, 279)
- 19 Heine behauptet, kurz nach seiner Ankunft in der französischen Hauptstadt Molieres Haus aufgesucht zu haben (W V, 281). Anfang Mai traf er in Paris ein (Wolff, S. 344). Schlegel aber kam erst im folgenden Winter nach Paris (Houben, Gespräche, S. 309).

- 20 Schlegels Besprechung "Über Bürgers Werke" ist nach Elsters Urteil "keineswegs sehr abfällig, nicht entfernt so scharf wie die bekannte Schillersche, vielmehr eine gerechte Würdigung." (W V, 267, Anm. 1)

Anmerkungen zum dritten Kapitel

- 21 Tragödie von Schenk, 1826.
- 22 Heines Tragödien Ratcliff und Almanson sind zwar in historische Zusammenhänge eingebaut, im Einzelnen aber völlig ungeschichtlich (W II, 242, 244). Intensive geschichtliche Studien hat Heine allerdings für die unvollendete Novelle Der Rabbi von Bacharach getrieben. (Siehe hierzu die von F. Hirth zusammengestellten Dokumente in Heinrich Heine Bausteine zu einer Biographie (Mainz 1950), S. 97-100.)
- 23 Wolff, Heinrich Heine, S. 87.
- 24 Houben, Gespräche, S. 210.
- 25 Da Heine sich seit dem Herbst 1823 bei seinen Eltern in Lüneburg aufhielt, erfuhr er erst Mitte Januar 1824 vom Erfolg des Paria. (Siehe Brief an Moser vom 21. Jan. 1824).
- 26 Wie Heines Almanson beispielsweise der Zuleima gegenüber:  
So hast du mich hineingesungen, Falsche,  
In jene Folterkammer, die du Kirche nennst,  
Und kreuzigst mich an deines Gottes Kreuz.  
(W II, 288)
- 27 Es handelt sich vermutlich nur um eine freundschaftliche Geste, die er Moser schuldig zu sein glaubte. Moser war einer der eifrigsten Mitglieder des "Vereins für Kultur und Wissenschaft der Juden" und hatte sich mehrfach bemüht, Heine zur aktiven Mitarbeit am Verein zu bewegen.

- Jahrelang versicherte Heine sich der Freundschaftsdienste Mosers hauptsächlich durch Berufung auf das sie verbindende Judentum oder mit der Versicherung, fleissig am Rabbi von Bacharach zu arbeiten und mit dem Versprechen, den "germanischen Pöbel" seine Stimme hören zu lassen, "dass es in deutschen Bierstuben und Palästen widerhallt." (23. Aug. 1823)
- 28 Siehe B I, 74; 89; 100; 102; 118; 126; 162; 252.
- 29 Siehe die Briefe an Wohlwill vom 1. April 1823; an Moser vom 23. August 1823, an Moser (undatiert) wohl Anfang Oktober 1825; an Varnhagen vom 19. Oktober 1827.
- 30 In Eckermanns Rezension des Paria in Kunst und Alterthum heisst es unter anderem: "Nicht weniger ist der Verfasser wegen der in der Behandlung des Gegenstandes bewiesenen grossen Oekonomie zu loben. Ohne Zwang sind alle jene tragischen Motive in einem einzigen Akt zusammengebracht...." (Cotta 1824) Bd. 5, Heft 1, S. 107.
- 31 Eineinhalb Jahre nach der Aufführung schrieb Heine noch an Friederike Robert: "Gans hat mir gesagt, unser 'Paria' erregt immer noch viel Mitleid." (25. Mai 1825)
- 32 Als Widmung für Rudolf Christiani schrieb er Weihnachten 1823 in ein Exemplar der Tragödien das Gedicht "Mit dem 'Ratcliff'", dessen letzte Zeilen lauten:
- Ich und mein Name werden untergehen,  
Doch dieses Lied wird ewiglich bestehen.
- (W II, 245)
- 33 Felix Bobertag, "Michael Beer" in Deutsche National-Litteratur (Berlin und Stuttgart o. J.) Bd. 161, S. 199.
- 34 An Jeanette Wohl, 24. Oktober 1831 in Houben, Gespräche, S. 210.
- 35 J. P. Eckermann, Gespräche mit Goethe, Gespräch vom 24. Februar 1824.
- 36 Goethe, Über Kunst und Alterthum, S. 107-108; vgl. Anm. 30.

- 37 Wahrscheinlich sah Heine in der Empfehlung des Stückes an alle Bühnen auch schon die Weimarer Aufführung des Paria voraus, die noch im gleichen Jahre erfolgte. - Siehe Eckermann, Gespräch vom 9. Dezember 1824.
- 38 Houben, Gespräche, S. 205.
- 39 Ibid., S. 206.
- 40 Ibid., S. 211.
- 41 Zuerst belegt im Brief Rahels an Varnhagen vom 11. März 1829. In den "Bädern von Lucca" gebraucht er ihn gegen Platen (Kap. XI); und später gegen Beers Bruder Meyerbeer. (Houben, Gespräche, S. 137)

Anmerkungen zum vierten Kapitel

- 42 B I, 34; 73; 262.
- 43 W III, 24; 52; 57; 96; 98; 99; 100; 136; 148; 175.
- 44 W III, 210; 250; 252; 350; 360.
- 45 Tatsächlich tat Heine im dritten Teil der Reisebilder Abbitte für seine Zusammenarbeit mit Menzel: "Damals hatte ich um Mitternacht das Menzelsche Buch gelesen und mich in diese literarische Wolfsschlucht so vertieft, dass ich Freikugeln giessen half gegen Goethe selbst. Gott oder Goethe verzeihe mir diese Sünde und erhalte mich gesund." (Lesarten: W III, 547)
- 46 Houben, Gespräche, S. 73.
- 47 Ganz ähnlich heisst es in dem Brief an den Goetheverehrer Rudolf Christiani: "Da fühlte ich erst ganz klar den Kontrast dieser Natur [Goethes] mit der meinigen ... die das Leben im Grunde geringschätzt und es trotzig hingeben möchte für die Idee." "Jetzt weiss ich auch ganz genau, warum die göthischen Schriften im Grunde meiner Seele mich immer abstiessen...."

- 48    Fraun, gewöhnt an Männerliebe  
      Wählerinnen sind sie nicht,  
      Aber Kennerinnen.  
      Und wie goldlockigen Hirten,  
      Vielleicht schwarzborstigen Faunen,  
      Wie es bringt die Gelegenheit,  
      Über die schwellenden Glieder  
      Voll erteilen sie gleiches Recht.  
          ("Innerer Burghof", Chor: Vers 9393-9400)
- 49    In die Nachschrift zu diesem Brief setzte Heine die  
      Zeilen:  
          Heut nacht im Traum, unglücklicherweis,  
          Thät ich an der schmutzigsten Magd mich laben,  
          Und ich konnte doch für denselben Preis  
          Die allerschönste Prinzessin haben.  
      Es handelt sich offenbar um ein Gegenstück zu Goethes  
      "Obszönität".
- 50    Walter Robert-tornow, Goethe in Heines Werken, Berlin  
      1883, S. 22.
- 51    Es mutet seltsam an, dass Heine, dessen pietätloser  
      Spott allbekannt war, sich hier als Verfechter der  
      "Pietät" ausgibt und diese dem Goetheschen "Skeptizismus"  
      entgegenstellt.
- 52    W VII, 316. - Von sich selbst schrieb Heine im gleichen  
      Jahre (1837): "Die Zeit der Gedichte ist überhaupt bei  
      mir zu Ende, ich kann wahrhaftig kein gutes Gedicht mehr  
      zu Tage fördern.... Ich hatte längst gesehen, dass es  
      mit Versen nicht mehr recht vorwärts ging, und deshalb  
      verlegte ich mich auf gute Prosa." (W IV, 305)

Anmerkungen zum fünften Kapitel

- 53 Harry Maync, Immermann (München 1926), S. 76.
- 54 Herausgeber des Rheinisch-Westfälischen Anzeigers und Verleger der Ersten Gedichte Heines.
- 55 Varnhagen nahm die Abhandlung noch in demselben Jahre (1823) in sein Sammelbuch Goethe in den Zeugnissen seiner Mitlebenden auf. Maync, S. 79.
- 56 Maync, S. 125.
- 57 In beiden Dramen lösen eine Elfenhandlung, eine menschliche Liebeshandlung und eine derbkomische Burleske einander ab. - Näheres bei Maync, S. 126.
- 58 Bei der Kritik war die Aufnahme des Stückes geteilt, "und doch fand Immermanns Talent im allgemeinen lebhaftere Anerkennung, und mehrfach wurde sein neuestes Stück als sein bisher bestes bezeichnet." Ibid., S. 126.
- 59 Ibid., S. 173.
- 60 Loc. cit.
- 61 Maync, S. 96.
- 62 "Im Kampfe gegen Herrn Pustkuchen hat Karl Immermann, der jetzt unser grösster dramatischer Dichter ist, seine kritischen Sporen erworben." (W V, 258)
- 63 Dagegen führte Immermann Beers Paria und Struensee in Düsseldorf auf. Maync, S. 333.
- 64 Vgl. den Brief an Christiani vom 24. Mai 1824: "Vor meine Muse (sic!) zieht Immermann sehr tief den Hut ab. Mit rührender Demut hat er mir manche Blößen bekannt.... Immermanns Äussere (sic!) ist nicht einnehmend; Ich sehe weit besser aus."
- 65 Maync, S. 242.

Anmerkungen zum sechsten Kapitel

- 66 Arno Schmidt, Fouqué und einige seiner Zeitgenossen (Karlsruhe 1958), S. 374. Näheres: op. cit. S. 379-442, "Für Thron und Altar".
- 67 An Fouque: "Ich lebe hier sehr isoliert, da meine Eltern noch nicht lange in Lüneburg wohnen...." (10. Juni 1823) Der Brief an Moser vom 18. Juni 1823 zeigt, dass die Isolierung auf seiner eigenen Abneigung gegen das Judentum und auf Antisemitismus in der Bevölkerung beruhte: "[Die] Juden sind hier, wie überall unausstehliche Schächerer und Schmutzlappen, christliche Mittelklasse unerquicklich, mit einem ungewöhnlichen Risschess [Judenhass], die höhere Klasse ebenso in höherem Grade."
- 68 "In Hinsicht der Aufnahme meiner Tragödien habe ich hier meine Furcht bestätigt gefunden.... Was die Aufnahme derselben bey meiner Familie betrifft, so hat meine Mutter die Tragödien und Lieder zwar gelesen, aber nicht sonderlich goutiert, meine Schwester tollerirt sie bloss, meine Brüder verstehen sie nicht, mein Vater hat sie gar nicht gelesen." (An Moser; im Mai 1823)
- 69 Dieses Gedicht legte Fouqué in den Brief an Heine ein. Veröffentlicht wurde es offenbar nie. Hirth teilt lediglich zwei Zeilen ohne Quellenangabe mit:  
"Du lieber herzblutender Sänger  
Dein Lied versteh' ich ja wohl...." (B IV, 54)
- 70 An Immermann erwähnte er das Gedicht überhaupt nicht; an Varnhagen schickte er eine Kopie mit der Bitte, "es ausser Frau von Varnhagen bey Leibe keinem Dritten mitzutheilen." (17. Juni 1823)
- 71 Zwar enthält dieser Brief auch die Bitte um einige Zeilen, die Heine in Hamburg bei Fouqués Freunden gesellschaftlichen Zutritt verschaffen sollten, doch äussert Heine diesen Wunsch nur beiläufig.
- 72 Den Einfluss Fouqués auf Heines frühe Werke bespricht Paul Beyer in seiner Arbeit Der junge Heine (Berlin 1911), S. 20.

- 73 An Immermann gibt Heine am 10. April 1823 den Inhalt eines Gespräches mit Fouqué wieder und endet den Bericht mit den Worten: "Unser Freund V[arnhagen], dem ich die Geschichte erzählte, rief ärgerlich aus: 'Der ritterliche Baron ist ein Narr!'"<sup>11</sup> Als Heine das Fouquésché Gedicht "Du lieber herzblutender Sänger" an Varnhagen schickte, kommentierte er: "Des Mannes Herz ist gut, nur im Kopfe sitzt die Narrheit." (17. Juni 1823)
- 74 Vgl. SW III, 68; 182; B I, 167; Houben, Gespräche, S. 445.

Anmerkungen zum siebten Kapitel

- 75 Briefe an Ludwig Tieck (Breslau 1864), herausgegeben von Karl Holtei, S. 85 (10. Mai 1835).
- 76 "Und hat sie [Rahel] je die Jüdin vergessen können? Am Ende triumphiert die jüdische Literatur und der verliederlichte Heine, dieser Juden-Messias, doch in gewissen Sinne über Goethe." (17. Nov. 1835) Euphorion, Erg. Bd. 13, Leipzig und Wien 1921, S. 71.
- 77 Allem Anschein nach ist die gegen Tieck gerichtete Strophe im "Tannhäuser" (1836) eine Erwiderung auf Tiecks briefliche Äusserungen:
- In Dresden sah ich einen Hund,  
Der einst gehört zu den Bessern,  
Doch fallen ihm jetzt die Zähne aus,  
Er kann nur bellen und wässern.
- (W I, 251)
- 78 Da Lob und Tadel nicht fest miteinander verwebt sind, war es beispielsweise möglich, durch geschickte Streichung ein vollkommen positives Bild von Tieck zu geben: "By 1833 the editors of the Athenaeum deemed Tieck's name familiar enough to the English public to introduce Menzel as his friend (p. 856) and to present a

three-column abridged translation of that portion of Heine's Romantische Schule which deals with Tieck (p. 280), omitting all of Heine's vituperation and sarcasm." Edwin H. Zeydel, Ludwig Tieck and England (Princeton 1931), S. 156.

- 79 Bei der Beschreibung des Piazza delle Erbe in Verona heisst es: "... über dem ganzen Platz liegt derselbe romantische Zauber, der uns so lieblich anweht aus den phantastischen Dichtungen des Ludovico Ariosto und des Ludovico Tieck." (W III, 260)
- 80 Auf seine frühe Vertrautheit mit Tieck lässt beispielsweise ein Brief aus der Göttinger Studentenzeit schliessen: "Noch immer kenne ich die Titel der skottischen Romane und die Novellen des Boccaccio oder Tiecks viel besser als die Titel und Novellen des Corpus juris." (An Christiani; 7. März 1824)
- 81 Den Einfluss Uhlands auf Heine und die Ähnlichkeit gewisser Heinescher und Uhlandscher Gedichte hat Paul Beyer in Der junge Heine nachgewiesen (S. 127).

- 
- 82 Als Gegenleistung für die Kritik von Menzels Buch Die deutsche Literatur erwartete Heine, dass Menzel ihn in dem geplanten Anhang zu diesem Werk gebührend erwähne. Er bat sich sogar aus, dass diese Würdigung im Literaturblatt erschiene, ehe er, Heine, die Kritik über Menzels Buch drucken lasse. "Wahrlich," fügte er hinzu, "auch Herausgeber politischer Annalen müssen politisch seyn." (8. Mai 1828) - Über die Struensee-Kritik Heines vgl. das Kapitel über Beer und Schenk; über die Rezension "Rheinisch-Westfälischer Musenalmanach auf das Jahr 1821" vgl. das Kapitel über Müllner und Rousseau.

Bibliographie

Im Text angeführte Werke

Beyer, Paul. Der junge Heine. Berlin, 1911.

[Bobertag, Felix]. "Michael Beer", Deutsche National-  
literatur. Berlin und Stuttgart, o. J., Bd. 161,  
S. 197-204.

Eckermann, Johann Peter. Gespräche mit Goethe. Leipzig,  
1884.

[Fiebiger, O.]. "Ein Brief L. Tiecks an C. G. von  
Brinkmann", Euphorion. Erg. Bd. 13 (1921), S. 61-74.

Goethe, Johann Wolfgang von, Über Kunst und Alterthum.  
Stuttgart, 1824.

Heine, Heinrich. Briefe. 6 Bde. Hrsg. Friedrich Hirth.  
Mainz, 1950.

Heine Heinrich. Sämtliche Werke. 7 Bde. Hrsg. Ernst Elster.  
Berlin und Wien, o. J.

Holtei, Karl von. Hrsg. Briefe an Ludwig Tieck. 4 Bde.  
Breslau, 1864.

Houben, H.H. Hrsg. Gespräche mit Heine. Frankfurt am  
Main, 1926.

[Marsan, Jules]. "Notes sur la Bataille Romantique  
(1813-1826)," Revue d'Histoire de la France, (1906),  
S. 573-605.

Maync, Harry. Immermann. München 1921.

Robert-tornow, Walter. Goethe in Heines Werken.  
Berlin 1883.

Schmidt, Arno. Fouqué und einige seiner Zeitgenossen.  
Karlsruhe, 1958.

Varnhagen von Ense, Karl August. Briefwechsel zwischen  
Varnhagen und Rahel. Leipzig 1875, Bd. 6.

Wolff, Max J. Heinrich Heine. München, 1922.

Zeydel, Edwin H. Ludwig Tieck and England. Princeton,  
1931.

#### Andere Quellen

Brod, Max. Heinrich Heine — The Artist in Revolt.  
London 1956.

Butler, E. M. Heinrich Heine. London 1956.

Heine-Geldern, Maximilian Freiherr v. und Gustav Karpelles.  
Heine-Reliquien. Berlin 1911.

Hirth, Friedrich. Heinrich Heine — Bausteine zu  
einer Biographie. Mainz, 1950.

Houben, H. H. Jungdeutscher Sturm und Drang. Leipzig,  
1911.

Hüfer, Hermann. Aus dem Leben Heinrich Heines. Berlin,  
1878.

Lehrmann, Cuno C. Heinrich Heine. Bern 1957.

Nassau, J. Neue Heine-Funde. Leipzig, 1889.

Strodtmann, Adolf. H. Heines Leben und Werke. 2 Bde.  
Hamburg, 1884.

Weinberg, Kurt. Henri Heine "Romantique Défroqué"  
Héraut du symbolisme français. New Haven et Paris,  
1954.